



KM

Nr. 109 · Januar 2016 · ISSN 1610-2371
Das Monatsmagazin von Kulturmanagement Network

Kultur und Management im Dialog

Ich schmeiß hin...

... und werd Prinzessin!

Foto: gow27, fotolia.com



Liebe Leserinnen und Leser,

persönliche, politische oder solidarische Statements werden heute auf T-Shirts gedruckt, sie sind das moderne Flugblatt. Vor einer Weile stand ich vor einem solchen Statement: „Ich schmeiß hin und werd Prinzessin!“ las ich auf T-Shirts, Taschen, Küchenschürzen und Handtüchern, schön drapiert in einem Berliner Schaufenster. Und mal ehrlich, ist das nicht ein wunderbares Thema für eine Neujahrsausgabe des KM Magazins? Denn schließlich ist gerade die Zeit der guten Vorsätze, der „Jetzt-packe-ich-es-aber-an“-Stimmung.

Und irgendwie fühlt man sich von diesem Aufruf unmittelbar angesprochen. Sicher, nicht jeder möchte eine Prinzessin sein. Aber alles hinter sich lassen, auf einer einsamen Insel oder von mir aus in einem verwunschenen Schloss die Seele baumeln lassen; dem Hier-und-jetzt entfliehen, die Arbeit andere machen lassen und ein sorgenfreies Leben führen, dann auch gerne mit einem Krönchen auf dem Kopf. Das können sich viele sehr gut vorstellen.

Man kann natürlich von einem nie wahr werdenden Wunschtraum, einer von Märchen geprägten Kleinkind-Fantasie sprechen. Obwohl die vielen Auswanderersendungen im deutschen Fernsehen von einem unbedingten Willen zu einem vermeintlich besseren Leben im Anderswo berichten. Oder aber man schaut ein zweites Mal hin und fragt, warum man sich direkt angesprochen fühlt. Denn: Wie viele von Ihnen tragen sich mit dem Gedanken einer beruflichen Veränderung, den Job besser heute als morgen hinschmeißen zu wollen? Wie viele von Ihnen haben das Gefühl ganz dringend eine Pause zu brauchen? Und damit liegen Sie völlig im Trend: Immer mehr Deutsche suchen verschiedene Räume der Auszeit vom Alltag, ob im kleinen Rahmen bei Meditations- und Wellnessstechniken von Yoga bis hin zur progressiven Muskelentspannung nach Jacobsen oder im größeren Maßstab bei der jährlichen Urlaubsreise nach Immer-weiter-weg, bei der Weltreise während eines Sabbaticals oder bei der durchaus kräftezehrenden Erfahrung des Pilgerns. Doch dabei bleibt es nicht immer. Manch einer scheint mitten in der tiefsten Midlife-Crisis zu stecken und - obwohl scheinbar keine Sorgen - völlig durchzudrehen, schmeißt Job, Ehe, Familie hin und schafft sich dafür ein neues Auto, neue Hobbys und einen neuen Lebenspartner an. Man kann es ins Lächerliche ziehen. Aber Entscheidungen, die einen Jobwechsel oder einen neuen Lebenswandel betreffen, haben tiefgreifende biografische und ökonomische Dimensionen, die ein zweites Nachdenken verdienen. Spontaneität kann hier fatale Folgen haben. Daher schauen Sie hin, ob Ihre Probleme mit einem Ausstieg wirklich gelöst werden oder Ihr Schuh eigentlich wo ganz anders zwickt.

Dann ist da noch das Leben einer Prinzessin. Lassen wir doch mal unsere hochkulturelle Bildung beiseite: Es gibt gute Gründe, warum „Drei Haselnüsse für Aschenbrödel“ seit Jahrzehnten auf der Pflichtliste zur Weihnachtszeit steht. Haben es Kate Middleton und Daniel Westling nicht vorgemacht? Jede Frau und jeder Mann kann heute eine Prinzessin oder ein Prinz werden. Und



wenn nicht ein Aufstieg in Adelskreise, dann doch wenigstens reich und berühmt werden: Man muss längst nicht mehr furioser Schauspieler oder die Kunst verändernder Musiker sein. Heute ist man It-Girl, Casting- oder YouTube-Star. Das Stars-und-Sternchen-Karussell dreht sich schnell und unaufhörlich. Aber was dank Reality-Soaps und Internet so einfach wie nie scheint, kann ebenso schnell wieder vorbei sein und bittere Folgen haben. Ein gnadenloser Shitstorm zieht schneller auf als ein Gewitter bei tropischen Temperaturen und da bleibt manch einem nur noch der komplette Rückzug aus der Öffentlichkeit. Also äußern Sie mit Bedacht Ihre Wünsche an die gute Fee.

Apropos hinschmeißen und Prinzessin werden: 2016 widmet sich das Kulturmanagement Network ganz seiner äußeren Erscheinung und macht alles neu. Im Frühjahr werden unser Portal und die Produkte von Kulturmanagement Network in neuem Glanz mit Glitter und ein klein bisschen Feenstaub erstrahlen. Für Sie bedeutet das: neues Design, neue Funktionen und mehr Nutzerfreundlichkeit. Dabei möchten wir auf Ihre Bedürfnisse eingehen und würden uns freuen, wenn Sie an unserer Neujahrsumfrage teilnehmen.

So bleibt uns nur noch, Ihnen ein gesundes, erfolgreiches und glückliches neues Jahr 2016 zu wünschen.

Ihre Veronika Schuster und Ihr Dirk Schütz

- Anzeige -

**Masterstudium
Theater- und Orchestermanagement
an der Hochschule
für Musik und Darstellende Kunst
Frankfurt am Main**



Hochschule für Musik
und Darstellende Kunst
Frankfurt am Main

Der 4-semestrige Masterstudiengang richtet sich an Absolventen künstlerischer oder kultur-, medien- und managementorientierter Studiengänge (BA), die sich auf eine Karriere im Theater, Konzertbetrieb, in der freien Theaterszene, bei Festivals oder in theaternahen Kultur- und Medieneinrichtungen vorbereiten. Der Studiengang ist mit den 15 Theatern und Hochschulen der Hessischen Theaterakademie vernetzt.

Bewerbungen für das Wintersemester 2016/17 bis zum 15. Mai 2016.

Weitere Informationen unter
<http://www.hfmdk-frankfurt.info/studium-und-lehre/fachbereich-3/theater-und-orchestermanagement-master/>



Schwerpunkt

Ich schmeiß hin und werd Prinzessin!

THEMEN & HINTERGRÜNDE

Vom schönen Schein als Sinn des Selbst

Starkult und Selbstinszenierungen in den Sozialen Medien

Ein Beitrag von Katrin Keller

..... Seite 5

Und sie lebten noch lange glücklich und vergnügt...

Prinzessin – Ein erstrebenswertes Ziel?

Ein Beitrag von G. Ulrich Großmann

..... Seite 15

Prinzessin-sein heute

Königstöchter in neuen Märchenbilderbüchern

Ein Beitrag von Alexandra und Michael Ritter

..... Seite 22

„Fort von hier, nur fort von hier!“

Fernweh. Begriff – Diskurs – Phänomen

Ein Beitrag von Irmtraud Hnilica, Malte Kleinwort, Patrick Ramponi

..... Seite 29

Pilgern als Lösung in der Not

Warum die Reise zu Fuß immer mehr Menschen fasziniert

Ein Beitrag von Christian Kurrat

..... Seite 34

Karriereplanung mit System

Warum man nicht immer gleich aussteigen muss

Ein Beitrag von Madeleine Leitner

..... Seite 47

KM IM GESPRÄCH

Da steckt viel Poesie drin

Warum der Adel immer noch fasziniert und welche Rolle Eliten in unserer Gesellschaft spielen

..... Seite 9

Da heißt es, sich durchbeißen!

Ein Interview über Zufriedenheit, enttäuschte Erwartungen und das Klischee der Midlife-Crisis

..... Seite 43

VORGESTELLT ...

Prinz Chaos II. - Paradiesvogel - Schlossbesitzer

Über das Leben auf einem Schloss und die Epoche des Digitalbarocks

..... Seite 18

„Wir wollen Angst in Neugier verwandeln“

Ein Beitrag von Ilka Seer

..... Seite 38

KM – der Monat

EX LIBRIS

Publikumsmagnet Sonderausstellung - Stiefkind Dauerausstellung?

Erfolgsfaktoren einer zielgruppenorientierten Museumsarbeit

Eine Rezension von Christian Waltl

..... Seite 55

KM IM GESPRÄCH

Transformatives Denken und Handeln sind die Zukunft des Kulturbetriebs

Ein Gespräch über den notwendigen Wandel in Kulturpolitik und Kulturmanagement (Teil II)

..... Seite 57

IMPRESSUM

..... Seite 63



DR. KATRIN
KELLER M. A.

ist Kommunikationswissen-
schaftlerin und arbeitet als
Texterin, Konzeptionerin,
Übersetzerin und freie Auto-
rin für verschiedene Werbe-
agenturen und weitere nati-
onale wie internationale
Kunden. Sie promovierte
2006 an der Westfälischen
Wilhelms-Universität
Münster zum Zusammen-
hang von Starkult und Iden-
tität in der Mediengesell-
schaft. Neben Starkult- und
Fan-Forschung zählen Kul-
tur- und Popkultur-Theori-
en sowie Identitäts-Theori-
en zu ihren Forschungs-
schwerpunkten.

Vom schönen Schein als Sinn des Selbst

Starkult und Selbstinszenierungen in den Sozialen Medien

Das Leben ist kein Ponyhof: Diesen verbalen Totschläger zückt nur zu gern, wer an den Ernst der Stunde, der Gesamtsituation oder des Lebens generell erinnern möchte. Das Schwerpunktthema dieses KM Magazins – „Ich schmeiß hin und werd Prinzessin!“ – lässt sich als trotzig Antwort auf genau diese Hedonismus-Feindlichkeit der Alltagsrealisten lesen: Das Leben mag kein Ponyhof sein. Aber dann steigen wir eben aus und machen uns – frei nach Pippi Langstrumpf – die Welt, wie sie uns gefällt: Krönchen auf, Anerkennung an.

Ein Beitrag von Katrin Keller

Einen frei zugänglichen Rückzugsort hat ebenjenes menschliche Bedürfnis nach einer schöneren, zwangloseren und selbstbestimmten Welt heute in den Sozialen Medien gefunden. Hier kann jeder User, unabhängig von seinem Status, mit seiner Kommunikation ein potenziell unbegrenzt großes Publikum erreichen, weitgehend frei seine Meinung äußern und Realität konstruieren. Bei Facebook, Twitter oder Instagram ist indes nicht nur der Inhalt der Kommunikation relevant, sondern vor allem auch der Aspekt der Vernetzung. Denn: Was nutzt die schönste Selbstdarstellung, wenn sie unesehen in den unendlichen Websphären verpufft?

So gelten auch in den Sozialen Medien die Grundsätze der sozialen Interaktion: Menschen kommunizieren mit Menschen und vor Menschen und spiegeln dabei ihre Selbstwahrnehmungen in den unterstellten und tatsächlichen Wahrnehmungen ihrer selbst durch andere. Jedes Individuum strebt per se als Grundlage einer selbstzufriedenen Existenz nach dem Erlangen und Erhalt eines positiven Selbstbildes. Hierfür ist es kontinuierlich auf das Feedback von und den Vergleich mit seinen Mitmenschen angewiesen. In seinen Unterscheidungen und Bewertungen ist Ego dabei grundsätzlich uneingeschränkt parteiisch: Geht es doch in jeder identitätsrelevanten Situation – also letztlich immer – um sein Selbstbild und damit um seine Selbstzufriedenheit.

Zwischen Nähe und Distanz: Beziehungen zu Medien-Menschen

Die Beziehungen von Medien-Nutzern zu ihnen ausschließlich aus den Medien (hier: Massenmedien) bekannten Personen sind schon lange Thema der Wissenschaft. Bereits 1956 widmeten sich Donald Horton und R. Richard Wohl der „Intimität über Distanz“ (Horton und Wohl 2002 [1956]: 74). Die Autoren kommen zu dem Schluss, dass „parasoziale Beziehungen“, also Beziehungen von Medien-Nutzern zu ihnen lediglich aus den Medien bekannten Personen,



... Vom schönen Schein als Sinn des Selbst

„normalen“ sozialen Beziehungen in vielen Punkten entsprechen. „Wir begegnen den entferntesten und berühmtesten Menschen, als ob sie zu unserem Bekanntenkreis gehörten“, beschreiben Horton und Wohl (ebd.) dieses Phänomen. Das bedeutet: Obwohl man Medien-Menschen für gewöhnlich nicht aus persönlichen Begegnungen kennt, tritt man zu ihnen in Beziehung und bewertet sie ähnlich wie Partner aus Face-to-Face-Interaktionen.

Sowohl der Prominente (als medial präsente, einem großen Publikum bekannte Person) als auch der Star brauchen die Medien und das Publikum, um ihren Status zu erlangen und zu erhalten. Startum ist dabei mehr als Prominenz: mehr Erfolg, mehr Präsenz, mehr Bekanntheit, mehr Emotionen, mehr Liebe, mehr Aufregung, aber oft auch mehr Abscheu. Prominenz wird damit zu einer notwendigen, nicht hinreichenden Bedingung von Startum. Sowohl der Prominente als auch der Star benötigen die – medial getragene – Distanz zum Publikum, um sich statusgemäß von diesem abheben zu können.

Star-Status entsteht so in einem Spannungsfeld aus Nähe und Distanz, das massenmedial befördert und aufrechterhalten wird. Der Star ist uns in Großaufnahmen, Interviews und Home Storys scheinbar zum Greifen nah und ein vertrauter Teil unseres Alltags. Gleichzeitig bleibt er Gefangener seiner medialen Vermittlung – und damit für gewöhnlich klar außerhalb unseres eigenen Interaktionsradiuses. Es ist das Nähe-Distanz-Paradoxon des Stars mit all seinen emotionalen Konsequenzen, das ihn zur einzigartigen Projektionsfläche werden lässt – für unsere Träume, Ängste und Wünsche, unsere Ich-Ideale und Feindbilder. Und es ist ebenjenes Nähe-Distanz-Verhältnis, das im Zuge des Social-Media-Erfolgs Startum neu justiert.

Die Welt, wie sie mir gefällt: Social-Media-Inszenierungen von Stars und Nicht-Stars

Stars inszenieren sich selbst im Kontext der Medien – und müssen dies tun, um ihr Publikum zu erreichen und ihren Status verliehen zu bekommen. Weil der Star jedoch zugleich darauf angewiesen ist, als parasoziales Interaktionsobjekt authentisch zu wirken, müssen seine Selbstdarstellungen möglichst „uninszeniert“ und natürlich daherkommen. Ein schwieriges Unterfangen, gerade im Kontext der Massenmedien mit all ihren systemisch bedingten Interessen und Darstellungskonventionen. Häufig klagen Stars und Prominente so über „falsche“ und imageschädigende Medienberichte, aus der Beobachter-Perspektive: Berichte, die ihren eigenen Selbstdarstellungsinteressen zuwiderlaufen. Auch den Fans und Star-Interessierten ist indes als Bezugsgröße für ihre eigenen Identitätsvergleiche an möglichst medial unverfälschten Star-Informationen gelegen.

Hier kommen die Sozialen Medien ins Spiel: Während massenmediale Inhalte von professionellen Gatekeepern selektiert werden, ist Kommunikation in Medien wie Facebook und Twitter grundsätzlich zunächst nicht fremdselektiert und damit direkter. Prominente Social-Media-Nutzer veröffentlichen –



... Vom schönen Schein als Sinn des Selbst

so scheint es zumindest –, ebensolche Inhalte wie nicht-prominente: persönliche Botschaften, Fotos, Alltagserlebnisse und das, was sie gerade bewegt. Diese „exklusiven Einblicke“ in die Psyche und Welt des Stars sind für den Fan bzw. Star-Nutzer wertvoll, weil Futter für die parasoziale Beziehung. Am interessantesten ist der Star in seiner unterstellt privaten Rolle, also gerade dann, wenn er in den Augen des Fans sich von jeglichen massenmedialen Zwängen befreit offenbart.

Stars und ihre Nutzer inszenieren sich folglich in den Sozialen Medien auf grundsätzlich ähnliche Weise – nämlich so, wie es die Sozialen Medien vorsehen. In der Gleichschaltung der Nutzungsweisen werden im Kontext von Social Media die Hierarchien der Star-Fan-Beziehung jedoch nur scheinbar aufgehoben. Dies verrät schon ein flüchtiger Blick auf die Zahlen der Twitter- oder Instagram-Follower von Stars und Nicht-Stars. Aufmerksamkeit ist die Währung, die den Status des Stars auch im World Wide Web zementiert. Und: Auch die von Stars publizierte Inhalte weichen von denen der Nicht-Stars zumindest insofern ab, wie sich ihrer beider alltägliche Leben unterscheiden. Für Stars und Prominente allgemein fungieren Twitter, Facebook und Co. zudem potenziell als Ermächtigungsinstrumente im Sinne einer selbstbestimmten, weil nicht massenmedial getragenen Inszenierung.

Ein weiteres Indiz für das soziale Gefälle von Star zu Fan in den Sozialen Medien ist der immer wieder geäußerte Wunsch von Fans nach sogenannten „Retweets“ (Twitter) oder „Like-backs“ (Instagram) als Zeichen der Zurkenntnisnahme durch den Star. Mittels eines simplen Klicks bestätigt der Star hier reflexiv die Existenz und den Wert seines Followers – und erweist vor allem dem hoch involvierten Fan damit einen großen Identitätsdienst. Gleiches und mehr gilt für die persönliche Reaktion des Stars auf eine Fan-Nachricht. Der Statusgewinn qua Existenzwürdigung befördert eine Art einseitigen Intimisierungsprozess, in dem der Fan für den Moment aus der anonymen Masse heraustritt. Er erlebt einen abrupten Nähegewinn, der die Distanz zum Star als konstitutiven Teil des Star-Status temporär hintanstellt. Dies ist gleichwohl nur möglich im Kontext einer Mediengesellschaft, die dauerhaft die Distanz-Komponente in der Beziehung von Star und Publikum aufrechterhält.

Was die Selbstdarstellungen (zunächst) nicht prominenter Social-Media-User betrifft, so gilt auch hier: Der schöne Schein und vor allem seine Würdigung durch andere Nutzer werden oft als Selbstbestätigung oder sogar Sinngebung erlebt. Das Leben auf Instagram, Twitter und Co. ist „real“ und selbstwirksam: Es bleibt nicht folgenlos für das Individuum, seine Selbstwahrnehmungen und seinen Selbstwert.

Wie das Errichten makelloser Selbst-Fassaden im Extremfall Selbstwert und Offline-Existenz negativ beeinflussen kann, berichtete jüngst die australische Bloggerin Essena O’Neill: Bei mehr als 500.000 Instagram-Followern geriet die 19-jährige nach eigener Aussage in eine Sinn- und Wahrhaftigkeits-Krise. Sie löschte mehrere Tausend ihrer Instagram-Fotos. Andere versah sie



... Vom schönen Schein als Sinn des Selbst

mit „ehrlichen“ Beschreibungen und thematisierte eine Fixierung auf Äußerlichkeiten und das Hungern für das „perfekte“ Bild. Ihr neues Account-Motto: „Social Media is NOT real life“ (instagram.com/essenaoneill). Belohnt wurde O’Neill mit weltweiter Aufmerksamkeit der Social-Media-Nutzer, aber auch der klassischen Massenmedien. Kurz nach ihrer Abrechnung mit den Sozialen Medien kündigte Essena O’Neill ihre erste Buchveröffentlichung an. Und wechselte damit zwar Forum, Art und Tenor ihrer Inszenierungen, nicht jedoch die vertraute und selbstwirksame Währung „Aufmerksamkeit“.

ZUM WEITERLESEN

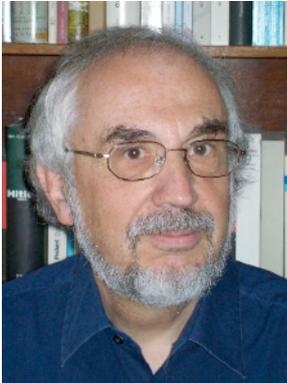
- Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, München und Zürich 2003 [1959].
- Horton, Donald und Wohl, R. Richard: Massenkommunikation und parasoziale Interaktion. Beobachtungen zur Intimität über Distanz, 1956, in: Ralf Adelman/Jan O. Hesse/Judith Keilbach (Hrsg.): Grundlagentexte zur Fernsehwissenschaft. Theorie – Geschichte – Analyse, Konstanz 2002, S. 74-104.
- Keller, Katrin: Der Star und seine Nutzer. Starkult und Identität in der Mediengesellschaft, Bielefeld 2008.
- Lowry, Stephen: Star Images. Questions for Semiotic Analysis, in: Winfried Nöth (Hrsg.): Semiotics of the Media. State of the Art, Projects, and Perspectives, Berlin und New York 1997, S. 307-320.
- Stubert, Paul: Die persuasive Wirkung prominenter Testimonials via Twitter, München 2010.

- Anzeige -

**Neujahrsumfrage
2016**
mit Gewinnspiel

www.bit.ly/KM_Neujahrsumfrage_2016

KULTUR
MANAGEMENT
NETWORK



PROF. DR.
HEINZ REIF

war von 1986-2009 Professor für Neuere Geschichte an der TU Berlin, Gründer (2003) und Direktor des Zentrums für Metropolenforschung/ Center for Metropolitan Studies, Herausgeber der Reihe „Elitenwandel in der Moderne“ (bis 2016), Mitherausgeber der „Informationen zur modernen Stadtgeschichte“ (bis 2011), des „Jahrbuchs für Wirtschaftsgeschichte“ (bis 2007) und der „Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung“ (bis 2014).

Da steckt viel Poesie drin

Warum der Adel immer noch fasziniert und welche Rolle Eliten in unserer Gesellschaft spielen

Nicht jeder möchte gleich eine Prinzessin oder ein Prinz werden, wenn sie oder er sich ein besseres Leben wünscht. Auch wenn Kate Middleton oder Daniel Westling das für das einfache Volk erreichbar scheinen lassen. Dennoch, von Adel wie von mächtigen, vielleicht etwas geheimbündlerisch anmutenden Eliten geht eine ungebrochene Faszination aus. Wir unterhalten uns mit Professor em. Dr. Heinz Reif, Historiker und Gründungsdirektor des Centers for Metropolitan Studies an der TU Berlin, über den Wandel von Eliten und dass es mehr braucht als nur viel Geld, um „dazu zu gehören“.

Das Gespräch führte Veronika Schuster, Chefredakteurin, vs@kulturmanagement.net

Eliten im Wandel und Faszination Adel

KM Magazin: Lieber Herr Prof. Dr. Reif, wie genau kann man Eliten beschreiben?

Prof. Dr. Heinz Reif: Der Elitenbegriff wird heute in der Umgangssprache inflationär gebraucht und es werden an ihn sehr hohe Erwartungen geknüpft. Ihn wieder in einen wissenschaftlichen Bezug zu setzen, ist daher nicht einfach. Vielleicht kann man ihm so etwas näher kommen: Eliten erfüllen grundlegende Ordnungs- und Steuerungsfunktionen in einer Gesellschaft. Man kann das gut in einem damals-und heute-Vergleich darstellen. Vor 1800 gab es in Europa den Adel, den man als Mehrzweckelite gedeutet hat. Das heißt, die jungen Adeligen bekamen eine Ausbildung, die es ihnen erlaubte, für den Staat brauchbar zu sein. Sie waren in der Lage sowohl militärische Funktionen als auch Herrschafts-, Ordnungs- oder Wissensfunktionen zu erfüllen. Der Adel war eine von damals nur wenigen Eliten und ein Profi darin, sich mit seiner Vielfalt an Repräsentationsformen als führende Elite sichtbar zu machen. Das Elitenaufkommen hat sich dann im Laufe des 19. Jahrhunderts stark erhöht, pluralisiert und ausdifferenziert, sodass man heute nicht mehr von nur einer oder wenigen Eliten sprechen kann. Unsere Gesellschaft ist außerordentlich stark fragmentiert. Entsprechend dazu gibt es eine Fülle von Funktionsebenen, die jeweils in Teilbereichen wichtige Leistungen und Entscheidungen erbringen. Es gibt Macht-, Wert-, Deutungseliten usw. Der Unterschied zu damals ist, dass das Tun dieser Eliten sich aufgrund seiner hohen Arbeitsteiligkeit immer mehr in die alltäglichen Abläufe zurückgezogen hat und dieses nicht mehr auf Anhieb für uns sichtbar ist.

KM: Ist die von Ihnen beschriebene Steuerungsfunktion auch der Grund, warum die Gesellschaft Eliten benötigt?



... Das steckt viel Poesie drin

HR: Die Gesellschaft braucht Eliten, um grundlegende Funktionen der Ordnung, der Stabilitätssicherung und der Weiterentwicklung zu erfüllen. Sie benötigt Eliten zum Entwerfen von Zielen, zur Vermittlung von Orientierungen, zur Entwicklung von zielführenden Strategien sowie zur Vernetzung der Aktivitäten in den verschiedenen steuernden Handlungsfeldern, vor allem aber um Entscheidungen zu treffen. Neu ist heute: Eliten sind so vielfältig wie die Erwartungen, die die Gesellschaft an sie stellt. Wenn man so will, sollen sie einen Erwartungs-Service für die Gesellschaft erbringen.

KM: Also wenn sich die Bedürfnisse der Gesellschaft wandeln, wandeln sich auch die Eliten bzw. neue konstituieren sich?

HR: So kann man den Wandel im Prinzip beschreiben. Bisher hat man Eliten immer im Kontext von Berufsgruppen und deren Spitzenpositionen definiert. Aber das ist nur ein Teil der Geschichte. Durch das hohe Tempo des gesellschaftlichen Wandels haben sich der Abstieg von alten und der Aufstieg von neuen Eliten enorm beschleunigt. Man muss sie deshalb sehr differenziert betrachten und ein starrer Elitenbegriff ist nicht mehr zeitgemäß. Das Spannende ist die schon beschriebene „Unsichtbarkeit“ von Eliten heute. Bis man sie bewusst wahrnimmt, haben sie ihre Wirksamkeit zumeist schon voll entfaltet. Andererseits haben sie aber auch nur eine relativ kurze Haltwertzeit. Der Theoretiker Vilfredo Pareto hat bereits um 1900 diese Entwicklung als Elitenzirkulation beschrieben. Die Geschichte, so sein Resümee schon damals, sei im Grunde ein Friedhof der Eliten.

KM: Kann man heute gar nicht mehr sagen, dass sich Eliten aus bestimmten Personen- und Berufsgruppen zusammensetzen – es kann jedermann sein?

HR: Eine zentrale Rolle kommt dem Bedarf der Gesellschaft zu: Heute gibt es z. B. Zweifel daran, ob ein Offizier der Bundeswehr zu einer Elite gehört. Noch um 1900 zählte man ihn zur Spitze der Elitenpyramide. Wenn man die Gesellschaft beobachtet, gibt es immer wieder neue Bereiche und Handlungsfelder, in denen Eliten entstehen. Sie haben die Kompetenzen, die im Hier und Jetzt gebraucht werden und Erwartungen erfüllen ...

KM: Wie ein Spitzensportler?

HR: Das wäre eine Gruppe. Ein anderes Beispiel ist der Bereich des Wissens, der in unserer Gesellschaft immer wichtiger wird. Die Frage ist, welche Eliten braucht eine Wissensgesellschaft? Einen rasanten Aufstieg haben z. B. der Consultant und der Coach erlebt. Man muss nur die horrenden Preise betrachten, die man für eine Beratung bei einer Coachingfirma zahlt. Sie sind Teil der Orientierungselite. Auch der Kommunikation kommt heute eine zunehmend wichtigere Rolle zu. Selbst die Bundeskanzlerin sagt kein Wort, ohne vorher ihren Kommunikationsberater befragt zu haben. Die Folge ist, dass sich Kommunikationseliten formieren. Auch Verona Feldbusch und Paris Hilton – auch wenn man nicht wirklich mehr weiß, worin deren Kompetenzen eigentlich bestehen – kann man einer Elite zugehörig deuten. Sie



... Das steckt viel Poesie drin

können exzellent die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich konzentrieren und sind damit in der Aufmerksamkeitselite zu verorten ...

KM: Kann also jeder in eine Elite aufsteigen?

HR: Ja, formell gesehen könnte das jeder. Aber so einfach ist es natürlich nicht. Es benötigt zwar eine Kompetenz, die der Staat und die Gesellschaft braucht. Aber das ist nicht die hinreichende Voraussetzung. Eine Leistung im stillen Kämmerlein zu erbringen reicht nicht aus. Für einen Erfolg muss man seine Leistung und sich selbst in einem gesellschaftlichen Kontext überzeugend gestalten. Wenn ein Wissenschaftler an der Hochschule zwar zahlreiche Aufsätze schreibt, aber z. B. nicht auf Konferenzen auftaucht, fehlt ihm die wichtige Kompetenz der Kommunikation und Präsentation seiner Leistung. Eine performative Rollengestaltung ist Teil des Aufnahmeprozesses in eine Elitenformation.

KM: Also ist die Fähigkeit Aufmerksamkeit zu produzieren, wie es viele der YouTube- und Social Media-Stars tun, deren Vorteil in unserer heute stark kommunikativ geprägten Gesellschaft?

HR: Vielleicht. Doch würde hier zum Elitestatus noch der wichtige Aspekt der Leistung für Staat und Gesellschaft fehlen. Ein weiterer Punkt wären die Zugangsbarrieren, die ältere Eliten aufbauen: Sie kennen die Old Boy Groups. Ein klassisches Beispiel sind hier die Manager der Stahl- und Eisenindustrie oder der Banken, die ihren Stall „sauber“ und durch hohe Mitgliedsbeiträge ihre Exklusivität aufrecht halten.

KM: Kommen wir nochmals zum Adel zurück. Die Klatschpresse lebt von Geschichten und Skandalen rund um die europäischen Adelshäuser. Warum strahlt Adel heute noch so eine Faszination aus, obwohl er keine Steuerungsfunktion mehr innehat?

HR: Dafür gibt es viele Gründe. Der Adel ist tatsächlich ein außergewöhnliches Phänomen insoweit, dass er auch 200 Jahre nach seiner Abschaffung immer noch existiert. Das ist zunächst einmal eine gehörige Überlebensleistung. Das heißt aber auch, Adel ist Kontinuität. In einem beschleunigten Wandel – den wir ja gerade wieder erleben – besitzt Kontinuität einen besonders hohen Wert. Die Gesellschaft braucht Anker und der Adel steht für stabile Orientierungen. Bereits die Romantiker haben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts festgestellt, dass der Adel ein Erinnerungskünstler ist, Geschichten erzählt, viel Raum zum Träumen bietet und zum Schreiben von Drehbüchern, Romanen, Biografien usw. anregt. Das ist in einer nüchternen und entzauberten Berufswelt natürlich sehr attraktiv. Die Adeligen, zumal die Royals, verstehen es zudem heute auch vorzüglich, sich als Familie zu präsentieren und zu inszenieren. Sie stellen sich inzwischen viel menschlicher als früher dar und tragen so dazu bei, dass sie quasi zu einer Projektionsfläche und wichtigen Referenzgruppe für jedermann werden. Es ist die Summe dieser Wirkungen, die die Faszination nicht abebben lässt.



... Das steckt viel Poesie drin

Architektur als Mittel der Distinktion und Selbstdarstellung

Auch wenn Prestigebauten, ob Neubau oder Sanierung, kaum noch zu finanzieren sind, zeigt sich eine stetige Bautätigkeit, ob nun Museen, Theater oder andere öffentliche Prachtbauten. Auch im privaten Bereich wird fleißig am Statussymbol „eigenes Haus“ gewerkelt. Die Villa ist hier sicher der Traum vieler. Wir unterhalten uns weiter mit Prof. Dr. Reif darüber, welche Funktionen und Bedeutungen der Architektur inne liegen und über die Tendenz, längst vergangene Schlossbauten wieder aufzubauen.

KM: Wie wird Architektur als ein bewusstes Mittel der Repräsentation und Selbstdarstellung eingesetzt?

HR: Architektur ist das wichtigste Mittel der Repräsentation und Selbstdarstellung. Bereits seit der Antike werden monumentale Gebäude eingesetzt, um relevante Bedeutungen in die Gesellschaft hinein zu tragen, ob es nun Tempel, Triumphbögen, das Pantheon oder Kaiserpaläste waren. Heute ist der Zweck der gleiche. Egal, ob Sie nach Katar, Dubai oder London schauen, durch Architektur werden das Selbstverständnis und der Anspruch der Metropolen repräsentiert.

KM: Inwieweit kann die Bauform der privaten Villa für Mitglieder aus bestimmten Eliten einen Statusanspruch widerspiegeln?

HR: Die Villa ist eine Gebäudeform, die eine sehr lange Geschichte und ein großes Repertoire an Formen und Ausdrucksmöglichkeiten besitzt. Sie vertritt eine umfassende Ideologie und ist eine gebaute Lebensform. Die Villa zu analysieren, ist deshalb eine sehr komplexe Aufgabe. Heute hat die Villa allerdings ihre wesentlichen Bedeutungen und Funktionen verloren. Früher ging es bei ihr im Kern stets um die Spannung zwischen Stadt- und Landleben. Die Villa auf dem Lande war letztlich gebaute Großstadtkritik, aber finanziert mit dem Geld, das man in der großen Stadt verdient hatte; das war das Paradox der Villa. Um 1900 repräsentierte sie lebensreformerische Ansprüche, ländliche Idylle, Naturnähe, Gesundheit und Tugendhaftigkeit. Im Gegensatz dazu stand die Großstadt als Moloch, Sumpf und neues Babylon. Die damals gängige Flucht der Eliten aufs Land gibt es nicht mehr. Heute versteht man die Großstadt als qualitativ vollen Lebensraum. Daher können Eliten heute mit einer Villa auch nur relativ wenig präsentieren – abgesehen davon ist ihr „standesgemäßer“ Unterhalt auch zu teuer. Diese alten Villen werden häufig für Unternehmensrepräsentanzen und Großkanzleien genutzt, die sich deren alte Bedeutungsreste, insbesondere Solidität, Zuverlässigkeit und Tradition, zu nutze machen wollen. Vielleicht signalisieren Privatmenschen, die sich diese heute Villen leisten, noch unterschwellig Macht, Reichtum, Geschmack, Bildung und Solidität – also die Alltagskultur des alten Großbürgertums. Aber so recht glauben mag es keiner mehr. Wenn jemand wie Günther Jauch oder Wolfgang Joop in einer Villa alten Zuschnitts leben, was soll uns das signalisieren, außer dass sie es sich einkommensmäßig leisten können?



... Das steckt viel Poesie drin

KM: Liegt das mitunter auch daran, dass heute ein Günther Jauch und ein Wolfgang Joop ihre Villen nicht öffentlich zugänglich machen, so wie es mitunter Großbürger des 19. Jahrhunderts getan haben, wenn sie beispielsweise ihre Kunstsammlung für die Öffentlichkeit geöffnet haben?

HR: Die Richtung stimmt, aber man muss andersherum fragen. Das Problem der heutigen reichen Villenbewohner ist es - im Gegensatz zum Großbürgertum um 1900 -, dass sie keine soziale Formation mehr darstellen, sondern aus einzelnen Elitesektoren zusammengewürfelt sind. Sie haben auch keinen Impetus, sich zu einem gemeinsamen Selbstverständnis hinaufzuarbeiten oder gar eine Vorbild setzende Orientierungselite zu werden, die in die Gesellschaft hineinwirkt. Alles das war um 1900 der Fall. Das Großbürgertum gewährte der Öffentlichkeit deshalb einen Einblick in ihre Villen und Kunstsammlungen, weil sie der Überzeugung waren, ein vorbildhaftes Leben zu führen. Villa und Villenleben standen für ihre moralische Mission und sollten in die Gesellschaft hineinwirken. In den Villenkolonien wurde ein reges geselliges Leben geführt; man verstand sich als eine Gemeinschaft mit Reformauftrag. Und das gibt es heute nicht mehr.

KM: Gerne würde ich zum Schluss noch auf die Wiederaufbauprojekte von Schlosselementen in Berlin und Potsdam kommen: Warum wird ein „Schloss“ wieder aufgebaut - ohne dass es die dafür „typische“ herrschaftliche Elite gibt? Haben Sie hier Vermutungen?

HR: Vermutungen habe ich eine ganze Menge. Aber das Spannende an dem Berliner Schloss ist nicht die Entscheidung für den Wiederaufbau, sondern der sich daran anschließende Prozess zunehmender Akzeptanz. Es gab ja zu Beginn vehemente Kritik. Aber es kam zu einem Durchsetzungserfolg einer cleveren Akteursgruppe. Nun zu den vermutbaren Gründen: Ein Grund ist sicherlich das Kontinuitätsbedürfnis der europäischen Hauptstädte. Monumentale, geschichtsträchtige Bauwerke sind ein wichtiges kulturelles Kapital, an sie lassen sich wunderbar Erzählungen knüpfen. Es hat viel mit Poesie zu tun. Für Berlin ist es die Kontinuität zum preußischen Staat. Man will wissen, woher man kommt; die große Erzählung des Aufstiegs Preußens, die sich an das Schloss knüpft, spielt hier mit hinein. So bieten die Preußenrenaissance, das Schloss und seine erzählerische Tradition eine gewisse Geborgenheit. Ein weiteres Motiv ist das Korrigieren einer Fehlentwicklung, die mit der doppelten Zerstörung des Schlosses im Zweiten Weltkrieg und in der DDR verbunden ist. Dann gibt es die Konkurrenz zu den Metropolen, die erheblich weniger zerstört wurden, wie Wien, Paris oder London. Ein Schloss ist ein wichtiger touristischer Magnet und als Attraktion für den Touristen unverzichtbar. Schlösser, Burgen, Dome usw. repräsentieren die Eigenart der europäischen Kultur, gerade für die Touristen aus Asien oder Amerika. Was vielleicht auch mit hineinspielt ist, dass unsere politische Klasse im Moment kein Zukunftskonzept besitzt und man deshalb keine „zukunftsweisende“ Architektur gewählt hat; denn die Architekten dafür gäbe es ja. Schließlich



... Das steckt viel Poesie drin

erlebt der Schlossbau etwas Ähnliches wie zuvor schon der Reichstag, der durch die Verhüllungsaktion eines Weltkünstlers und durch die gläserne Kuppel eines Stararchitekten eine grundlegende Umdeutung zum Ort der demokratischen Berliner Republik erfahren hat, die die belastenden Bedeutungssegmente des preußischen Reichstags in den Hintergrund drängt. So wird es auch mit dem preußischen Schloss geschehen, dem man die Tradition Alexander von Humboldts einschreibt, womit es sich in einen Ort globaler Kulturbegegnung auf Augenhöhe verwandelt. So in etwa würde ich mit Studenten in das Thema einsteigen.

KM: Lieber Herr Prof. Dr. Reif haben Sie vielen Dank für das spannende und umfassende Gespräch!🙏

ZUM WEITERLESEN

- Heinz Reif (Hg.): Berliner Villenleben. Die Inszenierung bürgerlicher Wohnwelten am grünen Rand der Stadt um 1900, Berlin 2008.

- Anzeige -

Führung für sich und andere übernehmen

In der berufsbegleitenden Fortbildung werden wesentliche Voraussetzungen und Methoden von Führung der eigenen Person und Teammitgliedern vermittelt. Sie besteht aus vier 3-tägigen aufeinander aufbauenden Modulen, in denen es um Zielfindungsprozesse, Selbstpräsentation, innere und äußere Teams, Führungsstile und Mitarbeitermotivation geht.

Schwerpunkte:

Modul 1: Ich und meine Ausrichtung

Modul 2: Innere und äußere Strukturen erkennen und gestalten

Modul 3: Führung übernehmen

Modul 4: Strukturieren und Darstellen

Bundesakademie für Kulturelle Bildung Wolfenbüttel
www.bundesakademie.de | post@bundesakademie.de

ba · Wolfenbüttel



PROF. DR.
G. ULRICH
GROSSMANN

Generaldirektor des Germanischen Nationalmuseums, Nürnberg, Gründungsvorsitzender der Wartburg-Gesellschaft zur Erforschung von Burgen und Schlössern und Stellv. Vorsitzender des Trägervereins Deutsches Burgenmuseum Veste Heldburg. Seit 2012 President of the International Committee of the History of Art (CIHA).

Und sie lebten noch lange glücklich und vergnügt...

Prinzessin – Ein erstrebenswertes Ziel?

In wenigen Wochen ist es wieder soweit: Unzählige Mädchen werden als Dornröschen, Schneewittchen, Rapunzel oder Aschenputtel verkleidet ihren Traum vom Prinzessin-sein wahr werden lassen. Hach! Wie schön und feengleich muss das Leben einer Prinzessin gewesen sein. Leider sind wir zu alt, um diesem Traum eines unbeschwerten Lebens auf irgendeiner verwunschenen Burg nach zu hängen. Denn eine Wahl hatte man nicht, wie es Prof. Dr. G. Ulrich Grossmann, Generaldirektor des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, beschreibt.

Ein Beitrag von G. Ulrich Grossmann, Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg/Deutsches Burgenmuseum Veste Heldburg

Als man noch nach Syrien reisen konnte, ohne in Gefahr zu geraten, vom IS verschleppt, von Flugzeugen bombardiert oder bei der Wiedereinreise nach Deutschland von der Polizei verhaftet zu werden, habe ich mit einigen Kollegen die berühmteste Burg des Nahen Ostens untersucht, den Crac des Chevaliers. Während ich mich mit Zeichengerät und Fotoapparat bewaffnet einem Turm mit eigenartigen kleinen Arkaden zuwandte, ging eine deutsche Reisegruppe mit einem jungen wissenschaftlichen Reiseleiter an mir vorbei, nicht ahnend, dass ich jedes Wort verstand. Der Reiseführer erklärte den „Prinzessinturm“ mit seinen vermeintlich repräsentativen Innenräumen aus dem späten 12. Jahrhundert. Ich habe den Irrtum nicht aufgelöst, zumal der Raum mit den kleinen Arkaden damals tatsächlich als Restaurant diente. Ursprünglich war er allerdings etwas ganz anderes: Ein dreizehnsitziger Abtritt mit einem Vorraum zum Warten, bei dem eine große Besatzung an Ordensrittern, und somit ausschließlich Männer, gleichzeitig aufs Klo gehen konnte. Prinzessinnen hatten in einer Burg des Johanniterordens, also eines klosterähnlich organisierten geistlichen Ordens, überhaupt nichts verloren und dürften sich wohl auch nicht versehentlich dorthin verirrt haben.

Im Gegensatz zum Crac des Chevaliers nahe der syrisch-libanesischen Grenze sind mitteleuropäische Burgen befestigte Wohnsitze des Adels. Der Adel hatte sich im Laufe des frühen Mittelalters als Herrschaftsschicht entwickelt, mit Burgen sicherte man seine Ansprüche nicht nur gegen die Untertanen, sondern vor allem gegen gleichrangige Konkurrenten. In einer Zeit, in der es keine übergeordnete staatliche Macht gab, folglich auch keine Polizei oder unabhängige Justiz, musste man notfalls Schwert und Recht selbst in die Hand nehmen. Die traditionelle Rolle bestand darin, dass die Männer kämpften und die Frauen zuhause blieben. Natürlich darf man sich das damalige



... Prinzessin – Ein erstrebenswertes Ziel?

Leben nicht wie im Spielfilm als dauernden Kampf vorstellen – Burgen wurden vielleicht einmal im Jahrhundert belagert, Adlige und speziell Ritter nahmen nur gelegentlich an Kriegszügen teil. Ihre Hauptarbeit war verwalten, Geld kassieren, abrechnen, Tätigkeiten also, die die meisten von uns für eher langweilig halten.

Prinzessin sein? Keine freie Entscheidungssache.

Was ein Prinz bzw. eine Prinzessin ist, erklären alte Lexika klar und einfach. Das Wort kommt aus dem Lateinischen und meint ursprünglich den Fürst, bald jedoch nur jene Mitglieder der fürstlichen Familie, die nicht regieren. Der Thronnachfolger ist der Kronprinz oder Erbprinz. Die Prinzessin ist also die Tochter oder Schwester eines regierenden Fürsten und bleibt dies bis zu ihrem Auszug aus dem elterlichen Haus, meist durch Heirat.

Wie wurde man Prinzessin? Nun: Die genauere Schilderung gehört vielleicht nicht in ein solches Magazin, spielt sie sich aber in der Regel nächtens im Zusammentreffen von Fürst und Fürstin ab. Was ich damit vor allem sagen will: Man kann sich nicht entscheiden, Prinzessin zu werden. Man ist es oder man ist es nicht, ändern lässt sich daran fast nichts. Das weitere Schicksal hängt stark vom Elternhaus ab, aber auch von der Zahl der Geschwister. Gibt es keine männlichen Geschwister, so ist die Stellung der Prinzessin richtig wichtig. Über sie wird später das Erbe an eine andere Familie übergehen, nämlich an ihren späteren Ehemann und die gemeinsamen Kinder. Gibt es hingegen Brüder, so wird die Prinzessin nicht das Erbe antreten, doch eine spätere Hochzeit mit einem bedeutenden Prinzen kann die Stellung der gesamten Familie anheben. Arrangierte Hochzeiten, heute aus guten Gründen in Europa gesetzlich nicht erlaubt, waren eine Selbstverständlichkeit, sollte man sich in den künftigen Gemahl tatsächlich verlieben, war dies ein glücklicher, aber keineswegs notwendiger Begleitumstand. Gab es zu viele Geschwister, konnte allerdings der Weg ins Kloster führen, was zwar eigene Karrierechancen eröffnete, aber sicherlich nicht jedermann oder jederfrau Sache war. Die Entscheidung, Nonne zu werden, hat die Prinzessin in der Regel nicht selbst gefällt; meistens wurde sie von den Eltern vorgegeben: Die Tochter im Kloster bedeutet, sie ist standesgemäß versorgt und kann mit ein bisschen Geschick sogar Karriere machen.

Völlig unfrei und unselbständig war das Leben der Prinzessin allerdings nicht. War sie einmal verheiratet und ihr Gatte für längere Zeit außer Haus, so stand sie dem Hausstand vor und hatte alle erforderlichen Entscheidungen zu treffen. Viel Verantwortung hatte sie in dieser Zeit zu tragen – was sie dagegen nicht zu tragen hatte, war ein Keuschheitsgürtel, ein solcher gehört in das Reich der Filmwirtschaft des 20. Jahrhunderts.

Vorgegebene Regeln - Das Leben auf der Burg.

Wo in der Burg lebte die Prinzessin bzw. die spätere Ehefrau, Baronin, Gräfin oder Fürstin? Wo lebte sie nicht? Diese Fragen sind viel leichter zu stellen, als



... Prinzessin – Ein erstrebenswertes Ziel?

zu beantworten. Das Deutsche Burgenmuseum auf der Veste Heldburg, das im September 2016 seine Pforten für die Besucher öffnen wird, zeigt Beispiele für Spielzeug, denn kleine Prinzessinnen waren auch Kinder. Weder eine Prinzessin noch die verheiratete Fürstin lebten im Bereich der Küche, wo es zwar ein Wohnappartement gegeben haben kann, aber ein solches diente dem Küchenmeister. War der Hof nicht allzu klein, so hatte die Fürstin spätestens seit dem Spätmittelalter ein eigenes Appartement aus Stube und Kammer und konnte dieses nach außen abschließen, sogar gegenüber ihrem Gatten. Das Appartement selbst besteht aus einer Stube, die man durch einen Ofen beheizen konnte, einer Kammer, in der immer das Bett stand und in deren Nähe es häufig einen Abtritt gab, sehr viel seltener gab es den Luxus eines Kamins. Man schlief kalt und konnte das Bett nur durch Bettpfannen anwärmen lassen oder durch den Besuch des Gemahls aus dem Nachbarappartement. Doch um in den Genuss eines solchen Appartements zu kommen, musste die Prinzessin erst verheiratet sein, was wiederum deutlich früher geschah als heute – viele Fürstinnen waren mit kaum 20 Jahren bereits Mutter eines kleinen Prinzen oder einer Prinzessin, selbst wenn sie selbst noch nicht zur Fürstin aufgestiegen war, der regierende Fürst also der Schwiegervater war.

Ein eigenes Appartement besaß häufig auch der Erbprinz. Er musste beizeiten lernen, was zur Führung einer Regierung gehört, falls er die lästige Tätigkeit nicht seinen Beamten überlassen würde. Im hessischen Residenzschloss Kassel, wo die Wohnverhältnisse gut überliefert sind, hatte der Erbprinz ein Appartement im Dachgeschoss. Für Prinzessinnen allerdings sind Appartements nicht überliefert, auch wenn der weibliche Nachwuchs einer Fürstenfamilie entsprechende Wohnräume besessen haben muss. Im Dachgeschoss gab es vielmehr auch Appartements für die fürstliche Dienerschaft und für die Geschwister des Erbprinzen, die jedoch nicht allein, sondern, Prinzen da, Prinzessinnen dort, gemeinsame Wohnräume besaßen. Mahlzeiten nahm man gemeinsam mit dem Hofpersonal ein, trotz des Wohnens im Dach waren die Kinder keineswegs abgeschottet. Und dass die kleinen Prinzen und Prinzessinnen im Hof herumgetollt haben und sich noch nicht um die Etikette scherten, davon darf man ausgehen. Ab einem gewissen Alter konnte es aber sein, dass man zur weiteren Erziehung an einen anderen Hof geschickt wurde; gelegentlich eine Chance, sich spielend an den Prinzen bzw. die Prinzessin zu gewöhnen, den die Eltern als Ehemann oder Ehefrau ohnehin schon im Auge hatten.

Ob diese Umstände so sind, dass ich, hätte ich nicht ohnehin das falsche Geschlecht, gerne Prinzessin werden würde – ich weiß es nicht. Vor dem Hintergrund, dass man natürlich statt Prinzessin auch Handwerkertochter oder Kind eines leibeigenen Bauern werden konnte, vom verbreiteten Status der Magd ganz abgesehen, mag dies natürlich anders aussehen. Die Entscheidung über das eigene Leben fällten aber fast immer andere und die Maßstäbe waren auch nicht unbedingt die des eigenen Wohlbefindens, sondern eher Machterhalt und Machtgewinn der eigenen Dynastie. 





Prinz Chaos II. - Paradiesvogel - Schlossbesitzer

Über das Leben auf einem Schloss und die Epoche des Digitalbarocks

„Wie man ein Schiff tauft, so fährt es.“ Das besagt ein Sprichwort aus dem Baltikum. Es war mir aber noch nicht bekannt, als ich Ende des verflommenen Jahrtausends im Zuge einer krisenhaften Umstrukturierung meiner Subjektivität die Kunstfigur „Prinz Chaos II.“ aus der Taufe hob.

Bis 2007 war dieser Prinz zu meiner Hauptidentität ausgewuchert und auch das Chaos in meinem Leben war formvollendet.

Immerhin war ich mit einer eindeutigen Erkenntnis von einem 15-monatigen Tokio-Aufenthalt zurückgekommen: nicht mehr in Großstädten leben zu wollen. Leider scheiterte der Versuch, einen 500 Jahre alten Bauernhof in Familienbesitz zu übernehmen, an einer Hypothek von 400.000 Euro nebst zweier Tanten.

Missmutig war ich also doch nach Berlin gezogen. Dort arbeitete ich in der Redaktion der linkslastigen Tageszeitung „Junge Welt“. Gleichzeitig bewarb ich mich bei Werbeagenturen auf Consultingjobs, die ein Gehalt von 5.000 Euro aufwärts versprachen.

Heimlich arbeitete ich außerdem an meiner Karriere als Liedermacher und Kabarettist – und suchte immer wieder Immobilienangebote ab. Denn der Traum vom selbstbestimmten Start in ein neues, radikales Projekt, ein Großprojekt! ein Riesengroßprojekt!!! – ließ mich nicht los. Ich war unzufrieden, schmiedete permanent Pläne, ich drängte auf die totale Lebensentscheidung, für die ich mich bereit fühlte.

Allerdings wusste ich gar nicht so genau, wonach ich eigentlich suchte. Thüringen immerhin war mir bereits positiv aufgefallen. Als jemand, der viel unterwegs ist, gefiel mir die zentrale Lage – und ich hatte mich in den Thüringer Wald verliebt.

Der finishing move erfolgte aufgrund einer reinen Frustration, nachdem ich den Traum von einer Immobilie bereits aufgegeben hatte. Die Chefredaktion der jW kickte ohne Erklärung hintereinander drei Artikel von mir aus dem Blatt. Eine sehr aussichtsreiche Bewerbung auf einen hochdotierten Job bei einer Agentur scheiterte jäh. Wütend saß ich am Laptop und gab in die Suchmaske auf einem Immobilienportal ein: „Thüringen. Unter 100.000 Euro. Besondere Immobilie.“

Das Weltnetz spukte daraufhin einen Wasserturm, eine hochwassergefährdete Mühle, eine ehemalige NVA-Kaserne, ein verfallendes Fabrikgelände aus

PRINZ CHAOS II.

Kabarettist, Liedermacher und Blogger und gebürtiger Münchner. Seine Familie betrieb die legendäre Künstlerkneipe *Simplicissimus*. Nach den Stationen Hamburg, Köln, Tokio und Berlin lebt er seit Anfang 2008 in Südthüringen. Er hat fünf CDs veröffentlicht. Jeden Donnerstag, ab 19:10 Uhr, moderiert er auf Radio Lotte Weimar die Sendung „Königliches Chaos“. Im Internet hat er kürzlich das Kabarettformat „Die Regierungsverklärung“ gestartet.



WEITERE
INFORMATIONEN

PARADIESVOGELFEST

Schloss Weitersroda

29. bis 31. Mai 2016

www.paradiesvogelfest.de

... Prinz Chaos II. - Paradiesvogel - Schlossbesitzer

– und ein Schloss. Mein Schloss. Denn mir wurde schlagartig klar, was ich die ganzen Jahre gesucht hatte. Selbstverständlich brauchte Prinz Chaos ein Schloss! Was denn sonst?!

Drei Tage später fuhr ich von Berlin nach Südthüringen, in das Dorf Weitersroda bei Hildburghausen. Die Maklerin führte mich zweieinhalb Stunden durch 36 Zimmer und einen Pferdestall. Ich war hinterher komplett geschafft – und angefixt.

Dabei war der erste Eindruck, den dieses Schloss vermittelte, nicht sehr ansprechend. Hier eine Silvesterrakete vom Vorjahr, dort eine Sammlung rostiger Bierdosen, ungute Gerüche im Gebäude und ein offensichtlich einsturzgefährdeter Sandsteingiebel. Es war, als hätte sich ein Mehltau aus Negativität und Unglückserwartung über das Schloss gelegt. Dennoch die potenzielle Schönheit und den Zauber der Anlage erblickt zu haben, halte ich für meine eigentliche Kreativleistung.

Und es gab ja auch diesen Turm mit seiner genialen Wendeltreppe, das Kuppelgewölbe im Erdgeschoss und eine uralte Linde im Schlosshof, die mir aufmunternd zulächelte. Den Müll konnte man wegräumen. Was den Geruch betraf, vertraute ich auf meine Räucherstäbchen. Und diesen Ort mit Liebe, Achtsamkeit und einer positiven Vision aufzuladen, traute ich mir zu.

Baulich schien mir der Kasten besser beieinander als die allgemeine, miese Stimmung es vermutete. Und überhaupt suchte ich ja nach einer echten Herausforderung!

Am nächsten Vormittag rief ich die Maklerin an und teilte ihr mit, dass ich beschlossen hatte, das Schloss zu kaufen. Sechs Wochen später, in denen ich das Gebäude gründlich untersucht, wesentlich mehr Land herausverhandelt und die umliegende Gegend erkundet habe, unterschrieb ich den Kaufvertrag für Schloss Weitersroda. Das war am 18. Januar 2008.

Acht Jahre später haben insgesamt 13 Personen das Gebäude besiedelt. Die Bausubstanz verbessert sich geradezu täglich. Wir haben ein Permakulturprojekt gestartet. Das jährliche „Paradiesvogelfest“ zieht über Tausend Besucher aus dem ganzen Bundesgebiet an. Wir haben derzeit zwei aussichtsreiche Förderanträge im Rennen. Gerade hat die BILD angerufen, um über meine neue Radiosendung bei Radio Lotte Weimar zu berichten. Es läuft ...

Für das durchgehend große Interesse der Medien war die Kongruenz der Figur Prinz Chaos II. und seiner Behausung von entscheidender Bedeutung. Prinz Chaos – Paradiesvogel – Schlossbesitzer: diese Basisstory erzählt sich immer gut, wird gern gelesen und kann jederzeit mit einem aktuellen Anlass gekoppelt werden, sei dies eine spektakuläre Baumaßnahme, eine schwule Hochzeit, eine neue CD, ein Benefizkonzert von Konstantin Wecker für das Schlossprojekt ... oder ein Naziüberfall.



... Prinz Chaos II. - Paradiesvogel - Schlossbesitzer

Ja. Auch das haben wir erlebt. Überhaupt waren die ersten Jahre eine permanente Achterbahnfahrt. Die Förderung für den einsturzgefährdeten Renaissancegiebel durchzusetzen, verlangte monatelange Hochdiplomatie. Die ersten beiden Schlosswinter waren brutal kalt und wir waren miserabel vorbereitet. Es gab bittere Konflikte mit dem Dorf, als Vereine das Schloss nicht mehr nutzen konnten. Die örtliche Naziszene hat uns sehr schnell als Gegner ausgemacht. Es gab Projekte, die nach großen Kraftanstrengungen jämmerlich scheiterten und einige wirtschaftlich bedrohliche Situationen. 2011 habe ich einen Bandscheibenvorfall erlitten.

Aber es gab auch rauschende Feste über drei Tage und drei Nächte! Nachbarn, neue und alte Freunde, die uns gerettet haben, als ginge es um ihr eigenes Leben! Behörden sogar, die unbürokratisch kooperiert haben! Tausende Besucher, die ihren Weg nach Weitersroda gefunden haben! Hunderte von mir selbst gepflanzte Bäume, die mich inzwischen teilweise um das Doppelte überragen. Die Fledermäuse flattern im Sommer durch die Gänge. Man kennt und schätzt sich.

Natürlich sind wir hier nicht auf einem reinen Retrofilm unterwegs. Wir haben einen sehr leistungsfähigen Internetzugang. Schloss Weitersroda, das Paradiesvogelfest und Prinz Chaos haben dem Netz sehr viel von ihrer Popularität zu verdanken. Sogar einige Mitbewohner haben wir über Facebook kennengelernt. Ich würde soweit gehen: Ohne das Internet hätte ich mich auf den Sprung in die Provinz wahrscheinlich gar nicht eingelassen.

Für mich persönlich besteht der Haupterfolg darin, dass ich wirklich einen Ort gefunden habe, den ich als Heimat betrachte. Nach über 20 Umzügen und einem sehr entwurzelten Leben, stelle ich fest, dass eine gewisse Lebensqualität auch durch das Dableiben wächst.

Und ich habe hier mit größtmöglicher Gestaltungsfreiheit Strukturen entwickeln können, die mich nach einigen Jahren, in denen das Schloss den Großteil meiner Arbeit beanspruchte, nunmehr mit einer großen, zuverlässigen Produktivität ausstatten. Ich habe mein Arbeitszimmer, mit meinen Büchern, Gitarren und Mandolinen an der Wand, mit einem Klavier und meinem uralten, ewig zuverlässigen Apple-Desktop auf einem opulenten Schreibtisch. Gerade plane ich ein neues, größeres Musikzimmer, das dann auch als Aufnahmestudio fungieren soll. Soeben hat der Postbote ein Paket angeliefert: Musiktechnik aus dem Hause Thomann ...

Wir leben hier also durchaus im 21. Jahrhundert. Und dennoch ist es geradezu eine andere Daseinsform, in einem solchen Gemäuer zu leben. „Was wollen Sie überhaupt mit dem Schloss machen?“, werde ich oft gefragt. „Fragen Sie lieber das Schloss, was es mit mir vorhat!“, gebe ich zur Antwort.

Es gibt diese Nächte im Spätsommer, wenn ich alte Bewegungsformen der deutschen Romantik wiederbelebe: das Nachtschwärmen etwa, das Lustwandeln! Und die alte Bausubstanz wirkt sich zweifellos auf die Ergebnisse



... Prinz Chaos II. - Paradiesvogel - Schlossbesitzer

meines Schaffens aus. Kürzlich habe ich ein Gedicht von Andreas Gryphius vertont. Es ist aus dem Jahre 1636.

Auch die Selbstinszenierung von Prinz Chaos II. treibt hemmungslos ihre kabarettistischen Blüten. Die Berufsbezeichnung lautet: „Staatsunterhaupt“. Die Schlossmitbewohner sind meine „Obertanen“. Die Staatsform lautet: „Musikalischer Militarismus“ und die Philosophie folgt den Lehren des „Anarcho-Monarchismus“.

Sogar die Winter haben ihren Schrecken verloren. Wir haben genug Öfen, genug Holz und genug Leute, die die Öfen mit Holz versorgen. Letztes Jahr haben wir mit den Schneemassen im Januar ein riesiges Iglu gebaut. Und wenn dort zwei MRD-Moderatorinnen, der langjährige Manager der „Prinzen“, Felix Meyer und der Entdecker von „Tokio Hotel“ von Sony Music Wodka trinken, während eine Lateinstudentin aus Jena uns aus dem Satyricon des Petronius vorliest: dann ist Prinz Chaos angekommen – in einem Schloss in einer fernvergangenen Zeit, die Zukunft heißt. Im Digitalbarock!^U



WEITERE INFORMATIONEN

- www.schloss-weitersroda.de
- www.prinzchaos.com



**DR. ALEXANDRA
RITTER**

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Schulpädagogik und Grundschuldidaktik der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Kinderliteraturforschung und Literaturdidaktik. Insbesondere beschäftigt sie sich mit postmodernen Bilderbüchern, deren Potenzial für kindliche Rezeptionsprozesse und Möglichkeiten der Verbindung literarischen Lernens mit Formen kreativen Schreibens und Gestaltens.

Prinzessin-sein heute

Königstöchter in neuen Märchenbilderbüchern

Dass das Märchen seine Popularität auch 200 Jahre nach dem Erscheinen der Kinder- und Hausmärchen keineswegs eingebüßt hat, wird niemand bestreiten. Auch wenn es heute eher multimedial verbreitet seiner mündlichen Erzähltradition fremd geworden ist bzw. solche Erzählsituationen – wenn sie denn stattfinden – einen sinnlich-ästhetisch höchst sublimer Charakter bekommen haben, sind die Motive und Figuren des Märchens doch omnipräsent. Ein breites Variantenspektrum, angefangen von Merchandiseprodukten wie Prinzessin Lillifee bis hin zu den großen Märchen der Gegenwart, in denen echte Prinzessinnen – oder noch märchenhafter: einfache Mädchen aus bürgerlichem Hause – echte Prinzen heiraten, prägt die Wunschtraumwelten vieler Mädchen und Frauen nachhaltig. Doch: Handelt es sich bei diesen Prinzessinnen der Gegenwart tatsächlich um Figuren, die den Märchenwelten der Grimms entsprungen sein könnten? Und wie verändern neue Rollenmuster und Geschlechterverhältnisse auch den Umgang mit so stereotyp geprägten Figuren wie der Märchenprinzessin?

Ein Beitrag von Alexandra und Michael Ritter

** Dieser Text ist eine gekürzte Fassung des Beitrags: Alexandra Ritter/ Michael Ritter: Emanzipierte Prinzessinnen? Ein Blick auf die Königstöchter im neuen Märchenbilderbuch. In: AG Jugendliteratur und Medien - AJuM (Hrsg.): Bilderbücher – Aktuelle ästhetische Bildwelten und ihr didaktisches Potenzial, 2013, Weitere Informationen: www.ajum.de*

Das Stereotyp: Die Prinzessin im Grimm'schen Märchen

Die große Beliebtheit der Prinzessin als Märchenfigur rührt sicherlich daher, dass sie als immer Schöne, wenn nicht gar Schönste auf verlässliche Weise das bis heute wirksamste Ideal von Weiblichkeit repräsentiert. Doch Prinzessinnen im Märchen sind nicht nur schön, sie sind auch tugendhaft, demütig und möglichst passiv; und wenn dem nicht so ist, lernen sie das im Laufe des Märchens. Denn das Ziel einer jeden Prinzessin ist klar: Sie möchte den sicheren Hafen der Ehe erreichen, einen möglichst ehrbaren und angesehenen Ehemann im Adelsstand bekommen und mit diesem und den gemeinsamen Kindern glücklich sein, bis an das Lebensende. Und dieses Ziel ist nur erreichbar für die, die sich den gesellschaftlichen Anforderungen beugen. Eindeutlich wird das zum Beispiel im Märchen vom König Drosselbart (KHM 52): Die Hilflosigkeit der Prinzessin in der Verweigerung der Zwangsheirat bricht sich in den Beleidigungen der Freier Bahn. Dieses durch Verzweiflung geprägte Verhalten wird ihr als Hochmut ausgelegt und mit der scheinbar schlimmsten Strafe geahndet. Der Zwangsheirat kann sie nicht entgehen, nur muss sie nun mit einem gänzlich inakzeptablen Bräutigam, einem Bettler vorlieb nehmen, der sie in eine Lebenswelt einführt, die den nackten



PROF. DR. MICHAEL RITTER
 ist Professor für Grundschuldidaktik Deutsch/Ästhetische Bildung am Institut für Schulpädagogik und Grundschuldidaktik der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Einerseits forscht er zur Theorie und Rezeption des postmodernen Bilderbuchs und seiner Didaktik, andererseits beschäftigt er sich mit Diversität in schulischen, sprachlichen und literarischen Lernprozessen und mit der fachdidaktisch perspektivierten Modellierung eines inklusiven Lernens in Vielfalt und Gemeinsamkeit.

... Prinzessin-sein heute

Überlebenstrieb über die eigenen Wünsche und Träume stellt. So wird ihr Wille schließlich durch fortwährende Demütigung und den Zwang in rollengemäße Verhaltensmuster gebrochen, um dem Bräutigam in dieser Situation die Möglichkeit einzuräumen, als Retter in der Not aufzutreten. Dessen falsches Spiel und höchst zweifelhaftes Betragen wird als notwendige Erziehungsmaßnahme an der Braut gerechtfertigt und schließlich mit dem guten Ende belohnt.

Es wäre sicherlich zu kurz gegriffen, die Prinzessin auf solche Verhaltensmuster zu reduzieren. Nicht umsonst weist die neuere Märchenforschung (vgl. Horn 1996, 354ff.; Röhrich 2002, 113ff.) darauf hin, dass auch die Frauen der Märchen, und nicht zuletzt die Königstöchter mitunter ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen. So entflieht z.B. Allerleirauh (KHM 65) nach vergeblichen Ablenkungsmanövern dem Haus des Vaters, um der Blutschande zu entgehen und auch Aschenputtel zeigt nur vordergründig ein verschämt-passives Betragen, während sie durch geschickte Verschleierungen und Verzögerungen das gute Ende ihrer Geschichte zu kaum zu ertragender Dramatik steigert. Bei genauer Lektüre zeigen sich hier durchaus Frauen, die sich auf den Weg machen und sich für ihr Glück einsetzen (vgl. Horn 1996, 358); immer aber mit dem Ziel, in der Ehe die originäre Bestimmung zu erreichen, die ein als Retter auftretender Prinz schließlich auch zu bieten hat.

Neue Entwicklungen: Mädchenbilder in der Kinder- und Jugendliteratur der Gegenwart

Sicherlich dürfen diese Beobachtungen nicht losgelöst vom historischen Entstehungskontext diskutiert werden. Das romantisch-biedermeierliche Geschlechtsrollenverständnis und nicht zuletzt die persönlichen Ansichten der Brüder Grimm finden sich hier wieder. Doch steht gerade das Märchen in dem Ruf, Erziehungsliteratur par excellence zu sein (vgl. Mallet 1997) und Kaspar H. Spinner weist darauf hin, dass bei der Thematisierung menschlicher Grunderfahrungen ein signifikanter Zusammenhang von „Lektüre und Lösung von Entwicklungsaufgaben“ (Spinner 2010, 31) nachgewiesen werden kann. Insofern stellt sich die Frage, inwiefern im Märchen tradierte Geschlechtsrollen mit Vorstellungen von Geschlecht und Reifeprozessen heute kollidieren.

Während die Geschlechterforschung die Trennung von biologischem und sozialem Geschlecht (sex und gender) betont und den konstruierten Charakter des letzteren hervorhebt, haben in den letzten Jahren auch die gesellschaftlich wirksamen Geschlechtsrollenzuschreibungen begonnen, sich zu verändern. Die „Kinderliteratur als Spiegel kindlicher Lebenswelten“ (Ewers 1995) scheint auf diese Entwicklungen durchaus zu reagieren. Vor allem weibliche Protagonistinnen dürfen heute anders als früher frech, aufgeweckt und aufässig sein und damit Attribute für sich vereinnahmen, die traditionell eher Jungen zugestanden wurden. Spätestens bei der Thematisierung von Liebe und Partnerschaften – dem Metier der Märchenprinzessinnen – würden sich



... Prinzessin-sein heute

solche Veränderungstendenzen jedoch deutlich relativieren. „Sobald es um Liebe geht, wird es noch komplizierter. Da sollte man/frau nämlich am besten alles können bzw. sein: tough und doch fremdbestimmt den Mann in den Mittelpunkt ihres Lebens rückend die Mädchen, sensibel und trotzdem zu offensivem Verhalten fähig die Jungen.“ (Haller 2004, 495) Insofern kann hier davon ausgegangen werden, dass der Anspruch einer offenen Thematisierung von geschlechertypischen Rollenmustern noch eingelöst werden muss.

Märchenbilderbücher: Tradition und aktuelle Tendenzen

Das Verhältnis der Textgattung Märchen und des Buchformats Bilderbuch ist nicht unproblematisch. Märchen stehen in einer narrativen Tradition der Mündlichkeit. Erst durch die Märchensammler der Romantik wurden sie als Buchmärchen fixiert und damit auch sprachstrukturell verschriftlicht. Bis heute lassen sich typische Merkmale des Märchens auf eben diese mündliche Erzähltradition zurückführen. Der abstrakte und formelhafte Sprachstil, die flächenhaften Figuren und die Eindimensionalität der Handlung lassen das Märchen zu einem Sprachspielzeug werden (vgl. Kohl 2000, 17). Sein Bau-steincharakter unterstützt rekonstruktive und produktive Erzählsituationen. Die Bildhaftigkeit der Märchen (vgl. Thiele 2005, 163) ist angelegt, Vorstellungsbilder im Kopf des Zuhörers zu erzeugen. Die Märchenillustration tritt damit stärker als bei anderen Prosatexten in Konkurrenz zum Text.

Dass es sich bei diesen Bebilderungen schon immer um mehr als um anschauliche Erklärungshilfen zum Text handelte, zeigt die Vielfalt an Märchenillustrationen, die in den Veröffentlichungen der letzten 200 Jahre beobachtbar ist (vgl. Bode 2011). Gerade die entsprechenden Bildwelten und die darin vorgenommenen Inszenierungen, Pointierungen und Auslassungen spiegeln die gesellschaftlichen Auffassungen der jeweiligen Zeit wider und haben die Wahrnehmung der Märchen über die Jahre nachhaltig verändert. Neben der zunehmenden pädagogischen Vereinnahmung und Glättung der Märchentexte, vor allem durch Wilhelm Grimm, haben auch die Illustrationen mehr und mehr zu einer Idyllisierung der Märchenstoffe analog zur Sentimentalisierung der romantisch-biedermeierlichen Kinderwelt (vgl. Weinkauff/Glasenapp 2010, 60) beigetragen, die anfangs weder im Text, noch in den frühen Illustrationen erkennbar war (vgl. Thiele 2005, 172). Damit war nun auch der Grundstein für die Darstellung der extrem trivialisierten, heilen Märchenwelten im Märchenfilm ab der Mitte des 20. Jahrhunderts gelegt; einschließlich der dortigen konservativen weiblichen Leitbilder (vgl. Heidtmann 1990, 410).

Demgegenüber hat das Bilderbuch jedoch immer auch Raum für künstlerisch anspruchsvolle Adaptionen des Märchenstoffs geboten. Gerade in den letzten Jahrzehnten haben nun die starken Emanzipationsbemühungen vieler BilderbuchkünstlerInnen, die das Bilderbuch aus seinem absoluten pädagogischen Anspruch zu lösen und zugunsten mehr literarästhetischer Substanz neu auszurichten versuchten, zu interessanten Darstellungskonzepten im



... Prinzessin-sein heute

neuen Bilderbuch geführt (vgl. Thiele 2003, Tabbert 2010, Ritter 2011). Neben einer deutlichen Erweiterung des Formats und einer anspruchsvolleren Gestaltung von Bild und Text haben sich das Spektrum der Erzählformen und das der damit verbundenen Bild-Text-Beziehungen deutlich verändert. In diesem Zusammenhang sind auch die klassischen Volksmärchen als literarischer Stoff des Bilderbuchs neu entdeckt worden. Dass es sich dabei nicht nur um eine neuerliche Bebilderung der alten Stoffe handelt, betont Gundel Mattenklott, die sogar von Inszenierung im Sinne einer „subjektiven und dem Zeitgeist verpflichteten“ Neuinterpretation der Märchen im neuen Bilderbuch spricht (Mattenklott 2005, 101). Vor dem Hintergrund dabei beobachtbarer Tendenzen der verstärkten Fragmentarisierung und Entgrenzung der Märchenstoffe und der Neubestimmung gängiger Topoi (vgl. Blei-Hoch 2005), verspricht ein genauerer Blick auf die Darstellung der Königstochter in Märchenbilderbuch-Neuerscheinungen ertragreich zu sein.

Die Königstochter in aktuellen Märchenbilderbüchern – Zwei Beispiele



Abb. 1: Endres/Wiemers: Weil sich aber keine traute, der Erbse hinterher zu hüpfen, nicht sofort und auch später nicht, machte sie es selbst. (Abbildung © Nilpferd in Residenz, St. Pölten 2010)

Das eigensinnige Kind: Die Prinzessin und die Erbse (2010)

Bereits der Titel „Die Prinzessin und die Erbse“ suggeriert die Nähe zum bekannten Kunstmärchen von Hans Christian Andersen „Die Prinzessin auf der Erbse“. Allerdings sind es in diesem Bilderbuch von Brigitte Endres und Sabine Wiemers lediglich die Protagonisten, die einen Bezug zum Märchen herstellen. Die Geschichte an sich erzählt losgelöst von Märchenmotiven von einer kindlich-egozentrischen Prinzessin, die stets ihren Willen bekommt. Doch eines Tages widersetzt sich eine vorwitzige Erbse den Wünschen der Prinzessin und will sich nicht einfach aufessen lassen. Sie entwischt ihr und es beginnt eine turbulente Verfolgungsjagd durch den Palast und den Schlosspark, über Bäume, in Erdlöcher und durch den Schweinestall. Am

Ende gibt die Prinzessin völlig verzweifelt auf und flüstert der Erbse etwas zu. Daraufhin kommt die Erbse freiwillig zur Prinzessin und wird nicht verpeist, sondern zur Prinzess-Erbse ernannt und mit Krone ausgestattet. Am liebsten wäre sie von der Prinzessin geheiratet worden.

Bild und Text zeigen die Prinzessin sehr eigenwillig und dominant. Sie ist es gewohnt, ihren Willen durchzusetzen und kann es nicht akzeptieren, dass andere sich ihm nicht beugen. Dabei bleibt sie hartnäckig bei der Umsetzung



... Prinzessin-sein heute

ihres Willens und wird selbst aktiv – sie hätte ja auch die Hofschranzen die Erbe suchen lassen können, anstatt selbst hinter ihr herzujaun (Abb. 1). Am Ende der Verfolgungsjagd muss die Prinzessin allerdings einsehen, dass es Situationen gibt, in denen sie ihren Willen nicht durchsetzen kann. Dafür wird sie mit der Freundschaft der Erbe belohnt. Was ist nun neu an dieser Prinzessin? Obwohl das Motiv der egoistischen Prinzessin, die geläutert werden muss, nicht unbekannt ist (vgl. KHM 52 König Drosselbart), scheint die stärker auf Kinder in jungen Jahren orientierte Perspektive im Buch ein neues Gewicht zu bekommen. Die Prinzessin ist noch ein Kind, das seine Macht gegenüber den Erwachsenen ausspielt. Es erprobt sich im Spannungsfeld von Bestimmen und Bestimmtwerden und reift daran. Dieser kindliche Entwicklungsprozess wird anhand der märchenhaften Personage deutlich gemacht, wobei der Bezug zum trotzigem Kind vor allem durch die Bilder offenbar wird. Somit wird eine Brücke geschlagen zwischen der fantastischen, stereotypen Märchenwelt und aktuellen kindlichen Entwicklungsprozessen, die darin aufscheinen

Der Wunsch nach Identität: Das Märchen von der Prinzessin, die unbedingt in einem Märchen vorkommen wollte (2010)

Eine auf den ersten Blick ähnliche Perspektive nimmt das Buch „Das Märchen von der Prinzessin, die unbedingt in einem Märchen vorkommen wollte“ von Susanne Straßer ein. Auch hier findet sich eine kindlich dargestellte Prinzessin, die im Text auch direkt als kleine Prinzessin eingeführt wird. Ihr Problem ist allerdings, dass sie so klein ist, dass man sie in all den Märchenbüchern einfach vergessen hat. Da beschließt sie, genau das zu machen, was auch ihre Heldinnen aus dem Märchen tun: einen Frosch küssen (Weil Frosch-an-die-Wand-Werfen nicht gerade die sauberste Methode ist!), sich vom Wolf fressen lassen, die langen Haare aus dem Turm hängen, hundert Jahre schlafen oder ein süßes Haus vernaschen.

Doch trotz möglichst authentischer Imitation führt keiner der Versuche zum erwünschten Ergebnis: der Aufnahme in ein Märchenbuch (Abb. 2). Plötzlich klingelt es an der Tür und ein Märchenprinz steht vor der Tür. Der hat nämlich mittlerweile von der Prinzessin gehört, die unbedingt in ein Märchen will, verliebt sich sogleich in sie und nimmt sie zur Frau. So kommt das Märchen schließlich doch noch zu seinem guten Ende.



Abb. 2: Straßer: Eigentlich war es eine gaaaanz lange Perücke, aber das muss wirklich unter uns bleiben. (Abbildung © Hinstorff, Rostock 2010)



... Prinzessin-sein heute

Das Buch zeigt keine Prinzessin im klassischen Sinn. Es handelt sich um eine kindliche und gänzlich aktive, auf sich allein gestellte Prinzessin, die so wie andere Königstöchter auch einen Platz in einem Märchen bekommen möchte. Sie ist also auf der Suche nach einer eigenen Identität, die sich im Wunsch nach standesgemäßer Beachtung äußert. Durch die Nachahmung der Verhaltensmuster anderer Protagonistinnen im Märchen (nicht immer handelt es sich um Prinzessinnen) und das Misslingen dieser Kopien, wird sich die Prinzessin ihrer selbst bewusst und erschafft ein Märchen über eine Prinzessin, die unbedingt in einem Märchen vorkommen möchte. Individualität entwickelt sich hier durch die ungewollte Abgrenzung vom Stereotyp. Bestätigung findet sie durch den Prinzen, der kommt, sich in sie verliebt und sie heiratet. Interessant ist hier die metaliterarische Perspektive, die die kleine Prinzessin einnimmt. Sie liest über das Verhalten der Prinzessinnen und ahmt typische Rollenklischees nach. Dabei entwickelt sie sich in Auseinandersetzung mit den Rollen zu einer individuellen Persönlichkeit. Diese entsteht in einem Spannungsfeld von Enkulturation bei der Erprobung vorgegebener Rollenmuster und Individuierung durch die sich entwickelnde Selbstbewusstheit. Insofern wird hier modellhaft ein Identitätsbildungsprozess angedeutet. Zum Schluss wird dann jedoch die suchende, aktive Prinzessin wieder in ihre passive, dem Märchenstereotyp entsprechende Rolle zurückgedrängt: der rettende Prinz erwählt sie und bietet ihr damit explizit den Status, nach dem sie bislang strebte.

Resümee

Das neue Bilderbuch schafft mit veränderten Bild-Text-Beziehungen und seinem innovativen literarästhetischen Potenzial interessante Gestaltungsspielräume für die Neubestimmung klassischer Märchenstereotype. Diese These bestätigt sich bei der Betrachtung aktueller Märchenbilderbücher. Dabei ist zu beobachten, dass den Königstöchtern im Vergleich zum klassischen Volksmärchen heute größere Handlungsspielräume zugestanden werden. Ihre Darstellung drängt häufig aus den künstlichen, märchenhaft-königlichen Lebenswelten in den Alltag ihrer kindlichen Rezipienten hinein. Diese finden damit in den Prinzessinnen Identifikationsfiguren, die ihnen in vielen Belangen ähnlicher geworden sind. Dennoch bleibt in den meisten Märchen das Hochzeitsmotiv ein wichtiges Bestimmungsmerkmal von Prinzessinnenschaft, das untrennbar mit dieser Figur verbunden scheint.

Es ist jedoch nicht so, dass der klassische und artifiziell überzeichnete Märchenstoff der Brüder Grimm diese Fixierungen in besonderer Weise forcieren würde. Die neue Froschkönig-Edition von Henriette Sauvant zeigt, dass gerade innovative Bildwelten in der Lage sind, den historischen Text über seinen tradierten Aussagegehalt hinaus neu auszuleuchten (illustrare (lat.): erhel- len, erleuchten).¶





... Prinzessin-sein heute

LITERATUR

- Blei-Hoch, Claudia: Wer hat noch Angst vorm bösen Wolf? (Post-)Moderne Bilderbücher für den Unterricht. In: Grundschulunterricht 52 (2005) H. 1, 3-6
- Bode, Andreas: Märchenillustrationen im Wandel der Zeit. In: Franz, Kurt [u. a.] (Hgg.): Faszinierende Märchenwelt. Das Märchen in Illustration, Theater und Film. Baltmannsweiler 2011, 37-96
- Ewers, Hans-Heino: Veränderte kindliche Lebenswelten im Spiegel der Kinderliteratur der Gegenwart. In: Daubert, Hannelore/Ewers, Hans-Hein (Hgg.): Veränderte Kindheit in der aktuellen Kinderliteratur. Braunschweig 1995, 35-47.
- Haller, Karin: Von Marsmädchen und Jupiterjungs. Zur Gender-Perspektive in der Kinder- und Jugendliteratur. In: Erziehung und Unterricht 154 (2004) H. 5/6, 488-495
- Heidtmann, Horst: Kindermedien und Medienverbund. In: Wild, Reiner (Hg.): Geschichte der Deutschen Kinder- und Jugendliteratur. Stuttgart 1990, 402-454
- Horn, Gisela: Starke Schwestern. Frauengestalten in den Märchen der Gebrüder Grimm. In: Deutschunterricht 49 (1996) H. 7/8, 354-360
- Kohl, Eva Maria: „Kannst Du mir mal deine Fee borgen?“ Wie Märchen zu Schreibspielen werden können. In: Grundschulunterricht 47 (2000) H. 4, 17-21
- Mallet, Carl-Heinz: Märchen als heimliche Erzieher. Märchenfiguren als Vor- und Leitbilder. In: Grundschulunterricht, 44 (1997) H. 3, 4-6
- Mattenklott, Gundel: Märcheninszenierungen im zeitgenössischen Bilderbuch. In: Mattenklott, Gundel/Wardetzky, Kristin (Hgg.): Metamorphosen des Märchens. Baltmannsweiler 2005, 100-118
- Ritter, Alexandra: Kindliche Lesarten von Bilderbüchern. In: Kohl, Eva Maria/Ritter, Michael (Hgg.): Die Stimmen der Kinder. Kindertexte in Forschungsperspektiven. Baltmannsweiler 2011, 61-72
- Röhrich, Lutz: „und weil sie nicht gestorben sind...“ Anthropologie, Kulturgeschichte und Deutung von Märchen. Köln: 2002
- Spinner, Kaspar H.: Grundmotive und -symbole der Kinder- und Jugendliteratur. In: Grenz, Dagmar (Hg.): Kinder- und Jugendliteratur. Theorie, Geschichte, Didaktik. Baltmannsweiler 2010, 31-41
- Tabbert, Reinbert: Postmoderne Bilderbücher. In: Grenz, Dagmar (Hg.): Kinder- und Jugendliteratur. Theorie, Geschichte, Didaktik. Baltmannsweiler 2010, 105-126
- Thiele, Jens: Was macht das Bild mit dem Märchen? Kritische Blicke auf die Märchenillustrationen. In: Lange, Günter (Hg.): Märchen. Märchenforschung. Märchendidaktik. Baltmannsweiler 2005, 163-184
- Weinkauff, Gina/Glasenapp, Gabriele von: Kinder- und Jugendliteratur. Paderborn 2010



DR. IRMTRAUD
HNILICA

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für neuere deutsche Literatur- und Medienwissenschaft der FernUniversität in Hagen

„Fort von hier, nur fort von hier!“

Fernweh. Begriff – Diskurs – Phänomen

Fernweh ist ein Gefühl, das wir meinen genau beschreiben zu können. Doch versucht man ihm literatur- und kulturwissenschaftlich auf die Spur zu kommen, treten schnell erhebliche Lücken zutage und viele Fragen tun sich auf. Dieses Desiderat in der Forschung zu schließen, war Anlass einer Tagung an der FernUniversität in Hagen Ende 2014. Der nun Anfang 2016 dazu im Rombach Verlag erscheinende Sammelband „Fernweh nach der Romantik. Begriff - Diskurs - Phänomen“ versteht Fernweh als Analysefigur, die aufzuzeigen vermag, wie prekär Fern-Energien besonders in einem deutschsprachigen Kontext gewirkt haben, hat man es im Fernweh doch immer auch mit Verschiebungen, Projektionen und imaginären Ausschweifungen zu tun.

Ein Beitrag von Irmtraud Hnilica, Malte Kleinwort, Patrick Ramponi

„Fernweh“ gehört zu jenen seltsam schillernden Wörtern des Deutschen, die kaum in andere Sprachen übersetzbar sind. Obwohl das Wort in der Alltagskommunikation intuitiv verwendet wird und hochgradig anschlussfähig ist, zeichnet es eine erhebliche semantische Unschärfe aus: So scheint zwar jeder eine Vorstellung zu haben, was Fernweh sein könnte, doch systematisch und historisch aufgearbeitet wurde der Begriff bislang nur in Ansätzen.¹

Fernweh ist gegenwärtig ein ubiquitäres Schlagwort von Tourismuskatalogen und Reisebroschüren. Als diffuse, trivialpsychologische Gemütslage weist es eine doppelte Fluchtlinie auf: Wer Fernweh verspürt, den überkommt ein unstillbares Verlangen nach Ferne; zugleich manifestiert sich in dieser Sehnsucht nach dem Anderswo ein Unbehagen an der Gegenwart, am Hier und Jetzt. Fernweh ist in diesem Sinne eine schwierig zu greifende, emotional aufgeladene Diskursfigur, die Raum und Zeit auf komplexe Weise miteinander koppelt. Es ist kaum verwunderlich, dass die Werber der Tourismusindustrie nach immer detaillierteren Signalfunktionen suchen, mit denen Emotionen wie Fernweh oder Reisesehnsucht aktiviert werden können und zu raschem Kaufverhalten von Fernreisen stimulieren.² Doch mit dem Aufkommen des Massentourismus bleibt mehr denn je unklar, was die Menschen im Innersten zum Reisen antreibt. Fernweh, ein zentraler Signifikant postmoderner Reisesucht (und Reisesuggestion), bleibt ein unbestimmtes und vorbegriffliches Gefühl, dessen lexikalische und begriffsgeschichtliche

¹ Vgl. Christoph Parry, Lisa Voßschmidt (Hg.): „Kennst Du das Land...?“ Fernweh in der Literatur, München 2009.

² Vgl. Brigitte Scherer: Warum reisen wir?, in FAZ, vom 16.9.2007. – Zur Reisemotivation vgl. auch Volker Eid: Fernweh, Seelenheil, Erlebnislust. Von Reisemotiven und Freizeitfolgen, Bergisch Gladbach 1998.



**DR. MALTE
KLEINWORT**

ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für

Germanistik, Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.

... „Fort von hier, nur fort von hier!“

Genese und dessen kulturgeschichtliche Diskursivierung bislang im Dunkeln verblieben ist.

Auch wenn Fernweh als konkret zu fassender Wörterbucheintrag erst im „Kleinen Duden“ von 1939 belegbar ist, zeigt ein quantitativer Zugang über elektronische Suchmaschinen erstaunliche (und erklärungsbedürftige) Konjunkturen seiner Semantik an. Sie sind eng gebunden an den diskursiven Ort, an dem Fernweh jeweils auftaucht, stehen aber auch in einem medien-geschichtlichen Zusammenhang, der die ‚Epoche des Fernweh‘ nachhaltig informiert: der einsetzende Weltverkehr, die nicht nur elektrischen, sondern auch alle anderen Fern- und Verbreitungsmedien (Karten, Bücher, Sprachen, Dinge, Gerüche etc.) und der damit einhergehende Globalisierungsschub, der für lange Zeit ein kolonialer bleibt. Wenn Fernweh eine anthropologische und psychologische Diskursfigur ist, die das Verhältnis von Nähe und Ferne, von Herkunft und Aufbruch, von Sesshaftigkeit und Nomadismus kommunizierbar macht, dann verdankt sie das in erheblichem Maße jenen Medien und Kulturtechniken, die sie im gleichen Zug zu vergessen scheint.

Fernweh als Teil der romantischen Gefühlskommunikation

Fernweh ist ein nachromantisches Phänomen, das eine komplexe und bis dato noch nicht erforschte Begriffs- und Kulturgeschichte aufweist. Während für den Komplementärbegriff „Heimweh“ präzise Diskursgenealogien auszumachen sind, taucht das Wort „Fernweh“ schlagartig im kulturellen Archiv um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf, und zwar als Titel einer unbekannteren Novelle aus dem Jahr 1852.³ Dieser eher zufällige Fund lässt vermuten, dass die Literatur bereits auf Bedeutungsherde zurückgreifen kann, in denen Fernweh als Verhaltensmodell, als hochgradig selbstreferentielles Gefühl, aber auch als Phantasmagorie oder Pathologie (also bezogen auf das „-weh“ im Fernweh) verhandelt werden kann. Fernweh ist Bestandteil einer literarischen Gefühlskommunikation, die sich mit der Romantik ausbildete und deren emphatische Topoi (wie Sehnsucht, Wander- und Reiselust) durch die nachromantischen literarischen und künstlerischen Fernweh-Figurationen nachhaltig in Bewegung geraten sind.

Reisephilosophische und tourismushistorische Studien lassen vermuten, dass es vor dem 18. Jahrhundert ein Phänomen wie Fernweh noch nicht gab. Die Antike kannte das Fernweh ebenso wenig wie sie einen Begriff vom offenen Meer hatte, der, wie die moderne, ozeanische Erfahrung, zur Unendlichkeit und Weite anregte.⁴ Auch die großen Entdeckungsreisen der Neuzeit waren anders (etwa anthropologisch, geographisch, politisch) motiviert als durch die vage Sehnsucht nach fernen Landstrichen. Beim Fernweh handelt es sich, so eine Hypothese der Tagung im Jahre 2014, um eine spezifisch moderne psychohistorische Konstellation, deren motivgeschichtliche Genese in

³ Vgl. dazu den Beitrag von Michael Niehaus: Das Fernweh. Über eine Novelle aus dem Jahre 1852 im geplanten Sammelband.

⁴ Vgl. dazu Raimund Schulz: Die Antike und das Meer, Darmstadt 2005, S. 207ff.



PATRICK

RAMPONI M.A.

ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für neuere deutsche Literatur- und Medienwissenschaft der FernUniversität in Hagen

... „Fort von hier, nur fort von hier!“

Goethezeit und Romantik beginnt und deren Medien- und Kulturgeschichte ab 1830 diverse Konjunkturen aufzeigt.

Zunächst einmal scheint Fernweh eng an die Figur eines bürgerlichen Reise-individuums gekoppelt zu sein, wie es das empfindsame Reisenarrativ des 18. Jahrhunderts in Ablösung von der Institution der adeligen Kavaliertour allmählich herausbildete.⁵ Die „sentimentale“ Reise fokussierte bekanntlich weniger die Wunder und Exotismen der Fremde als die Erfahrungen, Gefühle und Körperregungen des Reisenden selbst. Es ist aber vermutlich erst der kulturelle Diskurs der Romantik, der jene Schlüssel motive und Kulturtechniken etabliert, die für die typologische Bedeutungsebene des Fernweh-Begriffs prägend waren: die Sehnsucht nach Ferne und Fremde, die emphatische Wanderschaft,⁶ die vielfach versprachlichte und vertonte Aufbruchsbewegung in Natur und Landschaft, die Fluchtbewegung schließlich auf ein Offenes, Unbestimmtes und Unerfülltes hin. Nicht nur das utopische Potenzial des Fernwehdiskurses, auch die poetologische Reflexion der Beziehung von Reisen, Fernweh und literarischem Schreiben dürften zum Teil auf diese kulturelle Formation zurückgehen. Nicht zuletzt lässt sich Fernweh in dieser Zeit als fiktionales Phänomen literarisch reisender Figuren und Figurationen profilieren, mit breiter Ausstrahlungskraft auch auf die nachromantischen Poetiken und Programmdiskussionen.

Der Boom des Fernwehs im 19. Jahrhundert

Die Tagung hatte sich bewusst für eine Periodisierung ab 1830 entschieden, weil wir für die Formierungsphase einer spezifisch modernen Fernweh-Semantik eine mediengeschichtliche Perspektive verfolgen wollten. Zu fragen war mithin nach der verkehrstechnischen Materialisierung jener diffusen Gefühlslage, die mit Ferne, Raum/Zeit und Reisen verbunden ist. Denn mit dem Aufkommen des ‚Weltverkehrs‘,⁷ also der neuen Transportsysteme und Fernmedien wie Eisenbahn, Telegrafie, Dampfschiffahrt und schließlich dem Luftverkehr, mit der zunehmenden Schließung der Welt mithin, die wir heute unter dem Begriff der Globalisierung fassen,⁸ ist Fernweh nicht verschwunden, sondern im Gegenteil: die verkehrstechnische und infrastrukturelle Erreichbarkeit auch der entferntesten Weltteile hat zu bislang nicht gekannten Konjunkturen des Fernwehs geführt. Gerade mit der globalen Ver-

⁵ Vgl. Michael Maurer (Hg.): *Neue Impulse der Reiseforschung*, Berlin 1999; Philipp Prein: *Bürgerliches Reisen im 19. Jahrhundert. Freizeit, Kommunikation und soziale Grenzen*, Münster 2005; Alain de Botton: *Die Kunst des Reisens*, Frankfurt a.M. 2002; Gabriele M. Knoll: *Kulturgeschichte des Reisens. Von der Pilgerfahrt zum Badeurlaub*, Darmstadt 2006. – Zur Reisekultur vgl. das Grundlagenwerk von Hermann Bausinger (Hg.): *Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*, München 1999

⁶ Vgl. Wolfgang Albrecht (Hg.): *Wanderzwang – Wanderlust. Formen der Raum- und Sozialerfahrung zwischen Aufklärung und Frühindustrialisierung*, Tübingen 1999.

⁷ Vgl. dazu Michael Neumann, Kerstin Stüssel (Hg.): *Magie der Geschichten. Weltverkehr, Literatur und Anthropologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Konstanz 2011.

⁸ Vgl. dazu grundlegend: Jürgen Osterhammel: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009.



... „Fort von hier, nur fort von hier!“

fügbbarkeit des Weltverkehrs scheint sich paradoxerweise der Reiz des Nicht-Verfügbaren, der Fern-Projektionen gesteigert zu haben.⁹

Vor diesem Hintergrund galt es grundsätzlich zu klären, inwiefern Reisen, also physische Ortswechsel, Reiselust¹⁰ und Fernweh zusammengehören. Ganz sicher ist Fernweh, wie angedeutet, nicht alleinige Bedingung des Reisens und es ist plausibel, dass Fernweh im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmend zu einem Medium des Reisens in Texten, Zimmern, Schreibstuben und Diskursen avancierte. Auf diese Weise konnte es zum Bestandteil eines ebenso materiellen wie imaginären Dispositivs werden, das Bernd Stiegler „Reisender Stillstand“ genannt hat.¹¹ Fernweh, so die These eines einschlägigen Essays von Jürgen Hosemann, wäre in diesem Sinne ein „Bahnhofs- und Aussichtsturmgefühl, das sich nicht unterwegs, sondern zu Hause einstellt“.¹²

Fernweh als Krankheitsbild?

Verhält sich das Reisen zum Fernweh also gleichsam als Gegenmittel? Annäherungen an diese problematische und wohl eher zu verneinende Frage ergeben sich möglicherweise, wenn man das „Weh“ im Fernweh näher untersucht: es verweist auf ein Unbehagen, eine mitunter schmerzhaft empfundene, nicht weg zu sein. Fernweh markiert in diesem Sinne eine Defizienzerfahrung, ein Unbehagen am hier und jetzt, das als mangelhaft und ungenügend erscheint. Sigmund Freud hat in seiner Metapsychologie darauf hingewiesen, dass das jugendliche Begehren zu reisen nicht selten mit einer frühen Empfindung von Restriktionen in Heim und Ort verbunden ist. Es ließe sich daran anschließend grundsätzlich fragen, ob Fernweh an ein bestimmtes Lebensalter gebunden ist und wichtiger noch, welche Genderpositionen wie diskursiviert werden. In diesem Kontext war schließlich auch nach den pathologischen Konnotationen des Fernweh-Phänomens zu fragen. Ist Heimweh¹³ ein Gefühl, das sich erst in der Fremde nach der Trennung oder dem Verlust von Heimat und Herkunftsort einstellt, so ist mit dem Fernweh die „Drohung des Scheidens (...) in ein positives Versprechen gewendet. Das Weh des Fernwehs bezieht sich eigentlich auf das Heim, das Heimatliche schmerzt, weil seine Alltäglichkeit nicht länger auszuhalten ist.“¹⁴ Während

⁹ Vgl. Eric J. Leed: Die Erfahrung der Ferne. Reisen von Gilgamesch bis zum Tourismus unserer Tage, Frankfurt a.M. 1993; Ursula Storch (Hg.): Zauber der Ferne. Imaginäre Reisen im 19. Jahrhundert, Weitra 2008.

¹⁰ Dazu Christoph Hennig: Reiselust. Touristen, Tourismus und Urlaubskultur, Frankfurt a.M. 1999, S. 53ff.

¹¹ Bernd Stiegler: Reisender Stillstand. Eine kleine Kulturgeschichte der Reisen im und um das Zimmer herum, Frankfurt a.M. 2010.

¹² Jürgen Hosemann: Fernweh. Eine Erkundungsreise, in: Ders. (Hg.): Fernweh. Geschichten und Berichte vom Reisen, Frankfurt a.M. 3. Aufl. 2010, S. 202-208, hier: S. 205.

¹³ Grundlegend die Studie von Simon Bunke: Heimweh. Studien zur Kultur- und Literaturgeschichte einer tödlichen Krankheit, Freiburg i. Br. 2009. – Vgl. auch Friedrich Kittler: De Nostalgia, in: Hans-Georg Pott (Hg.): Literatur und Provinz. Das Konzept ‚Heimat‘ in der neueren Literatur, Paderborn u.a. 1986, S. 153-168.

¹⁴ Susanne Köb: Reisephilosophie. Neue Ziele für Touristen oder über die Selbstveränderung in alternativen Welten, Gießen 2005, S. 106.



... „Fort von hier, nur fort von hier!“

für das „Heimweh“ eine frühneuzeitliche medizinische Doktorarbeit vorliegt (Joh. Hofer, „De Nostalgia oder Heimwehe“, Basel 1688), die einen einflussreichen kulturellen Krankheitsdiskurs einleitete, hat bislang kein Arzt die Diagnose Fernweh erstellt.¹⁵ Gleichwohl war auch hier die Frage nach dem Fernweh als kulturellem Syndrom, als einer der vielen Symptomkrankheiten der Moderne zu stellen und seine wissenschaftliche Nosologie nachzuzeichnen.

Imperialistische Kolonialfantasien und Fernweh nach Exotik

Fernweh ist wesentlich mehr als Eskapismus in entlegene und teilweise imaginäre Fernen. Es ist kein Zufall, dass sich die Semantik des Fernwehs gerade im raumversessenen und raumausgreifenden 19. Jahrhundert entwickelt. Von der Kulturgeschichte des Kolonialismus kann man lernen, dass die imperiale Aneignung fremder Territorien keineswegs auf Kalkül und Vermessung, auf militärische Unterwerfung und Rohstoffextraktion zu reduzieren ist. Die Kolonialerfahrungen haben das Fernweh nicht einfach ‚wegrationalisiert‘, sondern vielmehr ist es zum festen Bestandteil jener längst noch nicht erschöpfend untersuchten Kolonialfantasien und imperialistischen Fantasmen geworden. Die weißen Flecken auf der Weltkarte, die Fingerreisen auf Globus und Karten, das sind mediale Dimensionen eines Fernweh-Diskurses, den die realistische Literatur von Th. Fontane bis J. Conrad entscheidend mitgestaltet. Gerade aus der Perspektive post-kolonialer Erfahrungen sind die Anteile des Fernwehs am Exotismus und an den Fremde-Fantasien und -Traumata der Avantgarden um 1900 neu zu vermessen. Fernweh spielt eine wichtige Rolle in der Auswanderungs- und Exilliteratur des 19. Jahrhunderts, aber auch in den künstlerischen und medialen Auseinandersetzungen mit den Migrationsgesellschaften des 20. und 21. Jahrhunderts. Und zeitgenössische Globalisierungsszenarien in der Literatur,¹⁶ wie etwa R. Schrotts Roman „Tristan da Cunha“ von 2003, liefern zahlreiche Beispiele dafür, wie Literatur das Fernweh durchaus auch als pathologische Form eines ehemals von utopischen oder exotischen Motiven angeleiteten Reisens beschreibt. Denn am Ende der (postkolonial verwalteten) Welt befindet sich nicht das ersehnte Außen der Zivilisation, das Sehnsuchtsmotiv schlechthin, sondern ein Ort degenerierter Zivilisation, an welchem die Sehnsucht nach der Normalität der Heimat das Fernweh neu perspektiviert. Ähnliche Fragen wären an das breite Korpus einer Gegenwartsliteratur zu stellen, die sich mit Globalisierung und Kolonialismus auseinandersetzt (Chr. Kracht: Imperium).¶



¹⁵ Zum poetologisch-pathogenen Zusammenhang von Heimweh vgl. Simon Bunke: Heimweh, in: Bettina von Jagow, Florian Steger (Hg.): Literatur und Medizin. Ein Lexikon, Göttingen 2005.

¹⁶ Vgl. dazu Christof Hamann (Hg.): Ins Fremde schreiben. Gegenwartsliteratur auf den Spuren historischer und fantastischer Entdeckungsreisen, Göttingen 2009; Wilhelm Amann, Georg Mein, Rolf Parr (Hg.): Globalisierung und Gegenwartsliteratur. Konstellationen, Konzepte, Perspektiven, Heidelberg 2010.



DR. CHRISTIAN KURRAT

Jahrgang 1981, studierte Sozialwissenschaften an der Ruhr-Universität in Bochum und promovierte im Fach Soziologie an der FernUniversität in Hagen. Seine Dissertation schrieb er über die „Renaissance des Pilgertums. Zur biographischen Bedeutung des Pilgers auf dem Jakobsweg“. Er ist Mitarbeiter an der Fakultät für Kultur- und Sozialwissenschaften der FernUniversität in Hagen und hält Vorträge zur Pilgerforschung.

WEITERE
INFORMATIONEN
www.kurrat.de

Pilgern als Lösung in der Not

Warum die Reise zu Fuß immer mehr Menschen fasziniert

Pilgern ist in den vergangenen Jahren zu einem Trend geworden, der ungebrochen anhält. Die Zahl der Pilger auf dem spanischen Jakobsweg, der durch das meistverkaufte Sachbuch Europas – Hape Kerkelings „Ich bin dann mal weg“ – enorme Popularität gewonnen hat, steigt stetig an. Im letzten Jahr pilgerten mehr als 260.000 Menschen nach Santiago de Compostela, darunter rund 19.000 Deutsche. Warum pilgern immer mehr Menschen? Was sind das für Typen, die sich wochenlang bei Wind und Wetter auf eine anstrengende Reise zu Fuß begeben? Was macht die Faszination des Pilgerns aus? Auf diese Fragen hat ein soziologisches Forschungsprojekt an der FernUniversität in Hagen Antworten gesucht und gefunden, die in diesem Beitrag kurz anskizziert werden.

Ein Beitrag von Christian Kurrat

Menschen pilgern in typischen biografischen Situationen

Die auf lebensgeschichtlichen Interviews basierende Studie kam zu dem zentralen Ergebnis, dass Pilgern ein biografisches Programm ist. In typischen Lebenssituationen entscheiden sich Menschen für eine Pilgerschaft auf dem Jakobsweg, um in der Außeralltäglichkeit und im Gespräch mit anderen Pilgern biografische Krisen- und Umbruchserfahrungen zu verarbeiten. Es gibt fünf Haupttypen von Pilgern: Menschen pilgern, um

1. ihr Leben zu bilanzieren,
2. eine Krise zu verarbeiten,
3. eine Auszeit zu nehmen,
4. einen Übergang zwischen zwei Lebensphasen zu gestalten oder
5. einen Neustart in ihrem Leben zu initiieren.

Die Intentionalität des Pilgerns bestimmt dabei in typischer Weise die soziale Interaktion mit anderen Pilgern und mit dem heimatlichen sozialen Umfeld. Dies wird im Folgenden anhand der fünf Typenbeschreibungen verdeutlicht. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass die religiöse Orientierung kein typenprägendes Charakteristikum ist. Mehr dazu am Ende dieses Beitrags.

1. Pilgertyp: Das eigene Leben bilanzieren

Zu diesem Typ zählen Menschen, die sich in ihrer letzten Lebensphase befinden und gewissermaßen ihren eigenen Tod vor Augen haben. Sie verbinden die womöglich letzte große Wanderung ihres Lebens mit einer geistigen Rückschau und Bewertung ihrer Lebensgeschichte. Das wandernde Leben als Pilger bedeutet für sie eine Möglichkeit zur Kontemplation sowie zur wo-



... Pilgern als Lösung in der Not

chenlangen und intensiven Auseinandersetzung mit den positiven wie negativen Erfahrungen ihres Lebens. Lebensereignisse werden gedanklich durchgearbeitet, entweder um deren positiven Einfluss und Bedeutung im Lebenslauf einzuordnen oder um negative Erlebnisse in ihrer Bedrohlichkeit zu reduzieren. Pilger dieses Typs suchen die Einsamkeit, wollen alleine sein und führen nur wenige Gespräche mit anderen. Dem heimatlichen sozialen Umfeld, insbesondere der Familie, kommt eine hohe Bedeutung zu: Angesichts des absehbaren Lebensendes wollen sie ihren Nachkommen in Form von Reisetagebüchern, in denen sie zentrale Ereignisse ihres Lebens schildern, ein Vermächtnis über ihr Leben hinterlassen.



Foto: Christian Kurrat

2. Pilgertyp: Eine Lebenskrise verarbeiten

Auch eine biografische Krise führt viele Menschen auf den Jakobsweg. Ein ungeplantes Ereignis, das in der nahen Vergangenheit liegt, hat das Leben dieser Pilger massiv erschüttert, etwa der Tod eines nahen Angehörigen oder eine eigene schwere Krankheit. Das Ereignis wird als ein schwerer Schicksalsschlag empfunden. Das Pilgern soll ihnen einen Weg der inneren Verarbeitung und Bewältigung ermöglichen. Den Mitpilgern kommt bei der Verarbeitung des Schmerzes eine wichtige Funktion zu, denn ihnen erzählen Pilger dieses Typs von dem traumatischen Ereignis und finden bei ihnen Trost. Sie hören andere Lebensgeschichten, die mithin ähnlich sind, und entwickeln Deutungsmuster, die ihnen einen sinnstiftenden Umgang mit der Krise ermöglichen. Was die anderen in der Heimat über ihre Pilgerschaft denken, ist für Pilger dieses Typs nicht relevant. Die Pilgerschaft dient ausschließlich der Verarbeitung der Krise.



... Pilgern als Lösung in der Not

3. Pilgertyp: Eine Auszeit vom Alltag nehmen

Einen bewussten Einschnitt in ihre Biografie nehmen Pilger des dritten Typs vor. Hier ist kein bestimmtes Ereignis veranlassend, sondern die alltägliche Erfahrung von Stress durch hohe berufliche Anforderungen und – damit ständig verbunden – die Frage nach dem Sinn von Arbeit und des Lebens. Das Pilgern bedeutet für diese Menschen Entschleunigung, Abstand vom Alltag, Ruhe und Sinnsuche. Mit den anderen, die ihnen auf dem Jakobsweg begegnen, führen diese Pilger Alltagsgespräche und sind beeindruckt von der Gemeinschaftserfahrung. Sie erfahren eine ganz neue Situation, denn anders als in ihrem Berufsalltag stellt auf dem Jakobsweg keiner Anforderungen an sie. Mit dem heimatlichen sozialen Umfeld haben Pilger dieses Typs explizit keinen Kontakt, mitunter bleiben sie komplett unerreichbar. Sie planen eine neue Selbstpräsentation nach ihrer Rückkehr, indem sie darüber nachdenken, wie sie Prioritäten im Alltag neu setzen können.

4. Pilgertyp: Von einer abgeschlossenen Lebensphase in die nächste gehen

Pilger des vierten Typs befinden sich in ihrem Leben an einem Übergang in ihrem Lebenslauf. Ihre Pilgerschaft kommt einer Statuspassage gleich. Diese Menschen nutzen das Pilgern als Übergang von einer gerade abgeschlossenen Phase ihres Lebens hin zu einer neuen. Dabei handelt es sich um Phasen, die in der Normalbiografie vorgesehen sind, etwa nach der Ausbildung und vor dem Berufseinstieg oder nach dem Berufsleben und vor dem Rentnerdasein. Pilger dieses Typs befinden sich in einer besonderen Situation: Sie schweben zwischen zwei Welten. Weil für diese Umbruchssituationen in der modernen Welt keine Rituale existieren, ist Pilgern für diese Menschen eine selbstgewählte Form des Übergangs, die sie von einer bekannten abgeschlossenen in eine bevorstehende neue soziale Situation überführen soll. Während des Pilgerns sprechen diese Menschen mit den anderen über ihre Vergangenheit, definieren ihren aktuellen Stand im Lebenslauf und suchen Anregungen für die Zukunft. Daher kommt auch der Präsentation vor dem heimatlichen sozialen Umfeld bei der Rückkehr eine besondere Bedeutung zu. Junge Menschen wollen sich durch die Pilgerschaft von Gleichaltrigen abgrenzen und soziale Reife beweisen, ältere Menschen ihre noch vorhandene Leistungsfähigkeit demonstrieren.

5. Pilgertyp: Einen Neustart im Leben initiieren

Ein weiterer Typ setzt sich aus Fällen zusammen, die mit dem Pilgern einen biografischen Neustart verbinden. Kennzeichnend für diesen Typ ist, dass eine Phase des eigenen Lebens nach einer langen Leidenszeit bewusst abgeschlossen wurde. Dies kann beispielsweise die Kündigung des Jobs, die Aufgabe des gelernten Berufs oder die Trennung vom Lebenspartner sein. Das Pilgern wird als Vorbereitung auf eine ungewisse Zukunft genutzt. Dieser Typ zeigt Ähnlichkeiten mit dem vorherigen, jedoch mit dem Unterschied, dass ein signifikanter Bruch im Lebenslauf vorliegt. Auf dem Jakobsweg wollen diese Menschen mit ihrem ‚vorherigen Leben‘ abschließen und eine neue Identität konstruieren. Pilgern ist für sie gewissermaßen ein Initiationsritu-



... Pilgern als Lösung in der Not

al für ein neues Leben. Dazu ist der Austausch mit den anderen Pilgern außerordentlich wichtig. Sie sprechen mit ihnen über den Prozess, der zum Bruch in ihrem Lebenslauf geführt hat, und versuchen, die Irritation zu überwinden. Mitunter treffen sie auch Entscheidungen für ihr künftiges Leben. Eine hohe Bedeutung kommt auch dem heimatlichen sozialen Umfeld zu, dem sich diese Pilger nach ihrer Rückkehr als „neuer Mensch“ präsentieren wollen.

Pilgern als religiöses Phänomen jenseits der Institution Kirche

Wie verhält es sich mit der Religion? Auch an dieser Stelle ist unsere Studie zu einem interessanten Ergebnis gekommen, denn man hätte annehmen können, dass auf einem Weg, der zu einem katholischen Pilgerziel führt, vorwiegend traditionell-religiös motivierte Menschen unterwegs sind. Doch die religiösen Orientierungen eines Großteils der Pilger sind hochgradig individualisiert – selbst derjenigen, die formell Mitglied der katholischen Kirche sind. Mit dieser in der Religionssoziologie bereits an anderen Stellen diskutierten Beobachtung ist gemeint, dass sich Menschen von institutionellen Vorgaben, „was man zu glauben hat“, ablösen und sich aus verschiedenen sinnstiftenden Deutungsangeboten einen für ihre jeweilige Biographie „passenden“ Glauben zusammenbasteln. Die Problematik des individuell zusammengebastelten Glaubens ist jedoch, dass er sehr fragil ist. Er wird halt nicht auf der Kirchenbank praktiziert und durch das Kollektiv der Gläubigen verbürgt, sondern muss selbst „hergestellt“ werden. Dass sich nun auf dem Jakobsweg immer mehr Menschen treffen, die einen individuell zusammengebastelten Glauben haben, führt zu einem ausgesprochen spannenden sozialen Phänomen: Weil sich die Pilger untereinander über Deutungsmöglichkeiten moderner Lebenserfahrungen austauschen, erweitern sie so ihren individuell zusammengebastelten Glauben und sichern darüber hinaus dessen Evidenz durch das Pilgerkollektiv. Der Jakobsweg ist, so bleibt abschließend festzuhalten, zu einem womöglich einzigartigen Erfahrungsraum geworden, in dem biographische Krisen und Umbrüche verarbeitet und Religion auf neuartige Weise erfahren werden kann.¶



ZUM WEITERLESEN

- Kurrat, Christian (2015): Renaissance des Pilgertums. Zur biographischen Bedeutung des Pilgerns auf dem Jakobsweg. Berlin/Münster: Lit.
- Heiser, Patrick/Kurrat, Christian (Hg.) (2012): Pilgern gestern und heute. Soziologische Beiträge zur religiösen Praxis auf dem Jakobsweg. Berlin/Münster: Lit.



„Wir wollen Angst in Neugier verwandeln“

Als das Deutsche Auswandererhaus im Jahr 2005 eröffnet wurde, war es das erste Museum in Deutschland zur Auswanderungsgeschichte des Landes. Seit 2012 wird in einem Erweiterungsbau erstmals auch die Einwanderungsgeschichte nach Deutschland dauerhaft museal präsentiert – und ein Zeitraum von 300 Jahren beleuchtet. Mit der Gegenüberstellung von Aus- und Einwanderungsgeschichte ist das Deutsche Auswandererhaus Bremerhaven das einzige Migrationsmuseum in Deutschland.

Ein Beitrag von Ilka Seer

Das Deutsche Auswandererhaus dient dem Sammeln, Bewahren, Erforschen und Präsentieren der Biographie-, Alltags- und Mentalitätsgeschichte innerhalb der historischen, soziologischen, ethnologischen Betrachtung von Migration. Zeitlich befasst es sich mit Migrationsthemen vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis in die heutige Zeit. „Im Mittelpunkt unserer Arbeit steht der homo migrans, der Mensch also, der aus sozioökonomischen, sozialen oder politischen Gründen wandert oder verfolgt wird“, sagt Museumsdirektorin und Migrationsforscherin Dr. Simone Eick. Dabei werden die Ursachen und Gründe von Migration und ihren Begleiterscheinungen vermittelt. Unter Migration werden im Deutschen Auswandererhaus alle Wanderungsformen – ob sie dauerhaft oder temporär auftreten – verstanden: Nah- und Fernpendler, Gaststudenten, Saisonarbeiter, Arbeitswanderer, Zwangsarbeiter, Auswanderer, Spätaussiedler, Flüchtlinge und Vertriebene.

Das Deutsche Auswandererhaus am Historischen Hafen in Bremerhaven: Im August 2005 feierte das Museum seine Eröffnung, seitdem haben es mehr als zwei Millionen Menschen besucht. Seit der Eröffnung des Erweiterungsbaus im April 2012 ist das Deutsche Auswandererhaus das erste Migrationsmuseum in Deutschland und präsentiert beide Seiten des Aspektes Migration: die Auswanderung und die Einwanderung. © Deutsches Auswandererhaus / Foto: Kay Riechers





... Das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven

Das im Jahr 2007 vom Europäischen Museumsforum als bestes Museum Europas ausgezeichnete Erlebnismuseum trägt zu einer Sensibilisierung im gesellschaftlichen Miteinander der Einwanderungsgesellschaft Deutschlands bei. Authentizität spielt dabei in dreierlei Hinsicht eine wichtige Rolle:

1. Das Deutsche Auswandererhaus befindet sich unmittelbar am Neuen Hafen von Bremerhaven – und damit an einem historischen Standort, von dem aus die Emigranten im 19. Jahrhundert ihre Schiffspassage in Richtung Neue Welt antraten.
2. Während ihres Rundgangs begleiten die Museumsgäste die reale Lebensgeschichte jeweils eines Aus- und eines Einwanderers und lernen auf diese Weise die unterschiedlichen Gründe kennen, die Menschen dazu bewegen haben – und noch immer bewegen – ihre Heimat zu verlassen, um in der Fremde ein vermeintlich besseres Leben zu führen. Inzwischen verfügt das Museum über eine europaweit einzigartige Sammlung von Familiengeschichten von Migrant*innen.
3. Die Besucher begeben sich auf eine historische Zeitreise und tauchen inmitten detailgetreuer Rekonstruktionen originaler Orte und Schauplätze in die Welt der Aus- und Einwanderung ein.

Detailgenaue Rekonstruktionen und multimediale Inszenierungen versetzen die Besucher im Deutschen Auswandererhaus mitten in die Geschichte. Im Ausstellungsraum „An der Kaje“ stehen sie inmitten einer Hafenszene des Jahres 1888 und sehen die Auswanderer, die sich von ihren Familien verabschieden und voller Hoffnung an Bord gehen, um ihre Reise in eine ungewisse Zukunft anzutreten. Besucher des Museums erleben während des Rundgangs die wichtigsten Stationen einer Auswanderung bis hin zur Ankunft im Nachbau des New Yorker Bahnhofs Grand Central Terminal.
© Deutsches Auswandererhaus / Foto: Stefan Volk



Geschichten, die berühren

Martha Hüner ist eine der mehr als sieben Millionen Auswanderer, die zwischen 1830 und 1974 von Bremerhaven aus nach Übersee aufbrachen. Die Seestadt an der Wesermündung war damals der wichtigste Auswanderungshafen auf dem europäischen Festland. 1923 trat die damals 17-Jährige ihre Reise an. Sie emigrierte in die USA, wo bereits ihre Tanten lebten. Als Martha die



Martha Hüner - bereit zum Aufbruch in die „Neue Welt“, 1923. © Sammlung Deutsches Auswandererhaus



... Das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven

Koffer packte, legte ihr der Vater ein Familienerbstück hinein. Es war eine Pferdebürste, die er vom elterlichen Bauernhof mitgenommen und seitdem sorgsam aufbewahrt hatte: „Die nimm du man mit“, sagte er, „ick krieg in Bremerhaven doch keen Pferd mehr. Gewiss heirat'st Du in Amerika 'n Cowboy.“ Ausgestattet mit einem Boarding Pass beginnt für die Besucher die Auswanderung in die Neue Welt in der Warthalle von 1869, setzt sich fort beim Abschied von Deutschland an der Kaje von 1890. Hier stehen sie vor einer sanft auf und ab schaukelnden, acht Meter hohen Bordwand mitten zwischen Auswanderern, die gleich an Bord ihres Schiffes gehen. Die Besucher gelangen schließlich in das Zwischendeck eines Segelschiffes von 1854, den Schlafräum eines

Dampfers von 1887 und die Kabine eines Ocean Liners von 1925 und lernen dabei viel über die Überfahrtsbedingungen an Bord. Schließlich die Ankunft in New York: In der Einwanderungsstation Ellis Island von 1892 wird über das Schicksal der Auswanderer entschieden. Dürfen sie einreisen oder führt sie der Weg dorthin zurück, woher sie kamen? Die Besucher können originale Fragen aus dem Jahr 1907 beantworten und testen, ob sie unter den damaligen Umständen hätten einreisen dürfen. Im Nachbau der Fahrkartenschalterhalle des New Yorker Bahnhofs Grand Central Terminal erfahren die Museumsgäste schließlich, wie die Auswanderer zu Einwanderern wurden und sich in der Fremde einlebten. Hat Martha in den USA tatsächlich einen Cowboy geheiratet? Das nicht, aber die Pferdebürste ihres Vaters kam trotzdem zum Einsatz: Martha heiratete einen deutschstämmigen Bäcker, mit dem sie 1932 eine Bäckerei in New Jersey eröffnete. Mit der Pferdebürste fegte sie jeden Abend die Brotkrümel von der Ladentheke – und erinnerte sich an ihre Familie zuhause in Deutschland.

Nach dieser Zeitreise durch die deutsche Auswanderungsgeschichte lernen die Besucher im zweiten Ausstellungsteil 300 Jahre Einwanderungsgeschichte kennen. Nun begleiten sie einen Hugenotten oder Ruhrpolen, eine vietnamesische Vertragsarbeiterin oder eine Elsässerin nach Deutschland. Fotos, Dokumente und persönliche Gegenstände eröffnen Einblicke in die bewegenden Schicksale von Familien aus 15 verschiedenen Einwanderergruppen, die seit dem Ende des 17. Jahrhunderts nach Deutschland gekommen sind und die mit ihren Traditionen die deutsche Kultur mit geprägt haben. „Weil sie inzwischen Teil unserer Geschichte geworden sind, offenbart sich ihre Geschichte in



Silvio Olivier, Anfang der 1930er-Jahre. © Nino Olivier

... Das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven



unserem Alltag“, erklärt Simone Eick das Konzept. Diesen Alltag entdecken die Besucher während einer Spurensuche in dem Nachbau einer Ladenpassage aus den 1970er Jahren: Im Supermarkt sehen sie serbische und griechische Lebensmittel, im Antiquariat finden sie das Taufgeschenk einer Hugenottin, im Fotogeschäft das Album einer polnischen Bergarbeiterfamilie oder im Kaufhaus das Eisgeschirr italienischer Einwanderer. Es ist das Geschirr – und die damit verbundene Geschichte – von Silvio Olivier und seiner Familie. Bereits sein Großvater Valentino war ein italienischer Eismacher, der in den Sommermonaten der 1880er-Jahre mit seinem Eiskarren durch die Straßen Süddeutschlands zog und selbsthergestelltes Speiseeis verkaufte.

Ein Spiegel der Gesellschaft

Aufgrund seiner zentralen Lage mitten in Europa ist das von Grenzverschiebungen geprägte Deutschland ein besonderes Einwanderungsland. Von 1685 bis heute haben mindestens 53 Millionen Menschen deutsche und innerdeutsche Grenzen überquert – für immer oder für kurze Zeit. Dem gegenüber stehen etwa zwölf Millionen Deutsche, die ihre Heimat verließen. Zwischen 1830 und 1974 wanderten alleine 3,8 Millionen Deutsche und 3,4 Millionen Osteuropäer über Bremerhaven in die Neue Welt aus. Der zwischen 2009 und 2012 geplante und umgesetzte Erweiterungsbau zu 300 Jahren deutscher Einwanderungsgeschichte war eine wichtige Weiterentwicklung des Deutschen Auswandererhauses. „Alleine in dieser Zeit wurden in der deutschen Gesellschaft hitzige Integrationsdebatten geführt – man denke nur an die Sarrazin-Debatte, die Beschneidungsdebatte, die Kopftuchdebatte oder die Debatte um zwei Staatsbürgerschaften“, sagt die Historikerin Eick – und stellt fest: „Migration ist ein dauerhaftes, gesellschaftliches Phänomen.“ Solange Menschen wandern und Ländergrenzen überschreiten, sich Kulturen und Traditionen miteinander vermischen, werde es Zuwanderungs- und Integrationsdebatten geben. Als Spiegel der Gesellschaft wird das Museum inhaltlich also niemals vollständig abgeschlossen sein. „Eine fruchtbare Auseinandersetzung mit dem Thema Migration kann nur in einer angstfreien, aufgeklärten, öffentlichen Atmosphäre stattfinden.“ Dafür gebe das Deutsche Auswandererhaus Raum. „Wir wollen Angst in Neugier verwandeln“, sagt Simone Eick.



Welche Spuren haben die Einwanderer seit dem Zuzug der aus Frankreich geflohenen Hugenotten in Deutschland hinterlassen? Das erfahren die Besucher im Deutschen Auswandererhaus während der Spurensuche in einer rekonstruierten Ladenpassage, in der 300 Jahre deutsche Einwanderungsgeschichte vermittelt werden.

© Deutsches Auswandererhaus / Foto: Deutsches Auswandererhaus

... Das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven



Das Museum vermittelt nicht nur Geschichtswissen. Die sozialen und emotionalen Fähigkeiten, die man braucht, um existenzielle Vorgänge wie Entwurzelung, Heimisch werden, Anders- und Fremdsein zu begreifen, werden hier angesprochen und gefördert. Das Deutsche Auswandererhaus trägt damit bedeutend zur interkulturellen Bildung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen bei, insbesondere mit dem Pilotprojekt „Forum Migration“, das die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien fördert. Es ruht auf drei Säulen: Workshops für Kinder und Jugendliche zur Frage „Wie kann etwas Fremdes entschlüsselt werden?“, dem Ausbau des Oral History-Archivs und dem Aufbau eines Evaluationszentrums, in dem Umfragen zum Migrationsverständnis der Museumsbesucher im Mittelpunkt stehen.



Darüber hinaus können die Besucher im Museumskino drei Kurzfilme sehen, die – mal melancholisch und traurig, mal heiter und überraschend – die Träume und Erlebnisse deutscher Auswanderer und ihrer Nachfahren in den USA, Argentinien und Australien dokumentieren. Ein neuer, vierter Film erzählt seit Dezember 2015 von deutsch-türkischer Liebe in Deutschland. ¶

WEITERE INFORMATIONEN

www.dah-bremerhaven.de



PROF. DR.
HANNES
SCHWANDT

ist Assistant Professor für Ökonomie an der Universität von Zürich. Zuvor war er wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Princeton University und der London School of Economics. Er hat an der Universität Pompeu Fabra in Barcelona promoviert. Seine Forschungsschwerpunkte konzentrieren sich auf Health Economics (Gesundheitsökonomik) und Subjective Wellbeing (Zufriedenheitsforschung).

Da heißt es, sich durchbeißen!

Ein Interview über Zufriedenheit, enttäuschte Erwartungen und das Klischee der Midlife-Crisis

Jeder scheint jemanden zu kennen, der irgendwie mit seinem Leben unzufrieden ist, lieber heute als morgen alles hinschmeißen möchte. Dabei hat er doch alles: einen guten Job, eine gesunde Familie, ein Haus im Grünen und noch so vieles mehr. Warum diese Unzufriedenheit? Alles ganz normal, meint der Zufriedenheitsforscher und Ökonom, Prof. Dr. Hannes Schwandt, und erklärt, warum Unzufriedenheit zu uns Menschen gehört und nicht einfach abzuschaffen ist.

Das Gespräch führte Veronika Schuster, Chefredakteurin, vs@kulturmanagement.net

KM Magazin: Lieber Herr Prof. Dr. Schwandt, wann ist man zufrieden?

Prof. Dr. Hannes Schwandt: Bei meiner Arbeit betrachte ich die Durchschnittswerte, die für die einzelne Person nicht unbedingt aussagekräftig sind, sondern eine Gesamttendenz beschreiben. Und wenn man sich mit den Datensätzen beschäftigt und die Zufriedenheit über den Lebenszyklus hinweg beobachtet, kann man sehen, dass besonders junge Menschen sehr zufrieden mit ihrem Leben sind. Erst Anfang 30 beginnt diese Kurve abzufallen. Diese Tendenz führt sich dann fort bis ungefähr Ende 40, dann ist der Tiefpunkt der Zufriedenheit bzw. Unzufriedenheit erreicht. Dieser „Negativtrend“ kehrt sich dann wieder um und ist Mitte bis Ende 50 überwunden. Und erst im wirklich hohen Alter, wenn Krankheit, Verlust von Familie usw. zu den Lebenserfahrungen hinzu kommen, gibt es wieder einen leichten Abfall. Die Zufriedenheit beschreibt somit eine U-Form.

KM: Gibt es dabei Faktoren der Zufriedenheit, die diese messbar machen?

HS: Es gibt zwar verschiedene Maße, aber in den meisten Fällen sind es subjektive Aussagen. Das wichtigste und meist genutzte Maß ist die Frage zur Lebenszufriedenheit. Dabei geht es nicht um eine momentane Emotion an einem bestimmten Tag, sondern um den gesamten Lebensstand. Das Interessante ist, dass die beschriebene U-Form in verschiedenen Ländern, zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen gesellschaftlichen Schichten beschrieben wird. Allerdings konnten die Forscher den Grund, also den treibenden Faktoren dahinter, bisher nicht greifen. Man hat daher versucht, aus den Datensätzen weitere Informationen zur Lebenssituation herauszufiltern, also Familienstand, Einkünfte, Krankheiten usw. Aber auch diese konnten das Phänomen nicht erklären. Die U-Kurve kann man sehen beim kinderlosen Ehepaar, bei der alleinerziehenden Mutter, bei einer sechsköpfigen Familie,



... Da heißt es, sich durchbeißen!

beim Fabrikarbeiter, beim Topmanager. Das Phänomen ist sehr weit verbreitet und zieht sich unabhängig von der Lebenssituation durch alle gesellschaftlichen Schichten.

KM: Und man ist den treibenden Faktoren noch nicht auf die Spur gekommen?

HS: Hier greift meine Forschung ein. Es gab immer die Theorie, dass dieses Phänomen mit den Erwartungen zu tun hat: Also das junge Menschen zu hohe Erwartungen haben und diese dann im Laufe der Jahre dahingehend enttäuscht werden, dass man nicht das erreicht, was man erwartet hat. Und ist dieser Tiefpunkt der Enttäuschung überwunden, schraubt man die Erwartungen auf ein normales Maß hinunter bzw. passt sie an. Um diese Theorie zu überprüfen, habe ich Datensätze aus dem sogenannten Soziökonomischen Panel genutzt. In diesem Panel werden Menschen bereits seit mehreren Jahrzehnten begleitet. Es startete in den 80er Jahren und umfasst 23.000 Individuen, die immer wieder befragt werden. Hieraus habe ich die Aspekte Lebenszufriedenheit und Erwartungen analysiert. Das spannende ist natürlich, dass man durch die wiederholte Befragung Erwartungen und deren Einschätzung nach 5 Jahren wunderbar heranziehen kann.

KM: Und hat Ihre Analyse die Theorie bestätigt, sind an allem die zu hochgesteckten Erwartungen schuld?

HS: Die Analyse hat die Theorie in der Tat bestätigt. Junge Leute sehen nicht die Enttäuschungen, die auf sie zu kommen könnten. Sie sind davon überzeugt, dass ihre Lebenszufriedenheit stark ansteigen wird. Das Ergebnis korreliert wiederum mit Forschungen aus der Psychologie, die diesen Optimismus junger Menschen ebenso beschreiben. Gäbe es diesen Optimismus nicht, würden Menschen Dinge gar nicht erst beginnen. Aber tatsächlich sind die Erwartungen junger Menschen zu hochgesteckt und die Enttäuschung inklusive. Und was dann folgt ist die doppelte Misere in der Lebensmitte: Man ist enttäuscht darüber, dass man seine Ziele nicht erreicht hat und gleichzeitig ist man für den Moment über die Zukunft desillusioniert. Und das führt zu diesem unzufriedenen Lebensgefühl, keine Lust mehr zu haben, hinschmeißen zu wollen, etwas ändern zu müssen.

KM: Wäre denn dann die gefühlte Lebenszufriedenheit zu steigern, wenn man die Erwartungen von Beginn an runterschraubt? Wäre das beispielsweise eine „Erziehungsmaßnahme“ von Eltern?

HS: Man könnte das machen. Aber die Folgen wären wahrscheinlich nicht wünschenswert. Diese hohen Erwartungen scheinen ein biologisch angelegter Prozess zu sein. Sie sind ein wichtiger Motivator. Man glaubt daran, alle noch so weit entfernten Ziele erreichen zu können und jede erdenkliche Möglichkeit zu haben. Nimmt man jungen Menschen und somit auch ein Stück weit der Gesellschaft diese Erwartungshaltung, ginge möglicherweise ein starker Motivator für Veränderung und Fortschritt verloren. An dem Opti-



... Da heißt es, sich durchbeißen!

mismus in diesen jungen Jahren sollte man also nichts ändern, und wahrscheinlich könnte man es auch gar nicht. Wo man aber eingreifen kann, ist das mittlere Alter – also in der Phase, in der sich die Enttäuschungen einstellen. Und wichtig dabei ist das Wissen darüber, dass diese „Tiefphase“ – so legen es die Vermutungen nahe – völlig normal ist, vergleichbar mit der Pubertät. Und das heißt tatsächlich, sich durchzubeißen.

KM: Ist das dann die berühmt-berüchtigte Midlife-Crisis?

HS: So wird die Phase gerne bezeichnet. Doch hier sollte unbedingt ein Umdenken stattfinden. Die Bezeichnung als Krise beschreibt eine Situation, die spontan auftritt und nur für eine kurze Zeit anhält. Das ist ein Trugschluss. Das Wort Krise ist zudem negativ besetzt und baut ein Tabu auf, das nicht angezeigt ist. Diese Midlife-Unzufriedenheit ist ein normaler Prozess, der sehr viele Menschen betrifft, im Übrigen Männer in gleichem Maß wie Frauen – um auch mit diesem Klischee aufzuräumen.

KM: Und in diese Zeit fällt auch die sogenannte Mid-Career-Frustration?

HS: Nahezu, es muss aber nicht sein. Das interessante an der Mid-Career-Frustration ist, dass diese nicht ausschließlich an den Erfolg bei der Arbeit gekoppelt ist. Sie betrifft ebenso beruflich sehr erfolgreiche Menschen. Es ist auch nicht mit einem Zuviel an Arbeit – dem bekannten Burn-Out-Syndrom – zu erklären. Diese Unzufriedenheit stellt sich einfach ein. Man kann sogar mathematisch modellieren, dass wenn man objektiv am wenigsten Gründe für eine Unzufriedenheit zu haben scheint, tatsächlich stärker in den Strudel der Unzufriedenheit gerät. Darüber zu sprechen ist ein großes Tabu und durch dieses Klischee „Midlife-Crisis“ wird die Situation ironisiert und lächerlich gemacht. Oft werden die Menschen weder von der eigenen Familie noch von Freunden oder Kollegen ernst genommen. Aber würde man diese Phase als etwas völlig Normales akzeptieren, als eine Phase der Selbstreflexion und Veränderung, dann würde es sicher weniger drastische Entscheidungen geben, wie einen Job aufzugeben, sich scheiden zu lassen usw. Was nötig ist, ist eine größere Offenheit solchen Situationen gegenüber.

KM: Also nicht versuchen das Phänomen zu therapieren, sondern es als das akzeptieren, was es ist?

HS: Das würde sicher helfen. Wenn ein Bewusstsein dafür herrscht, dass man aus diesem Gedankenstrudel auch wieder herauskommt, kann er nicht diesen enormen Sog entwickeln: Man ist nicht von sich selbst enttäuscht und kann offener mit anderen darüber sprechen.

KM: In Zeiten von Fachkräftemangel kann man sich einen Ausstieg von hochqualifizierten Kräften mit unternehmenswichtigem Know-how nicht leisten. Was müssen und können Unternehmen tun, um dieses Humankapital nicht zu verlieren?



... Da heißt es, sich durchbeißen!

HS: Ein wichtiger Punkt wäre ein Mid-Career-Mentoring. Das kann von Mitarbeitern übernommen werden, die kurz vor Ende ihres Arbeitslebens stehen und mitunter diese Phase selbst überstanden haben. Also eine gleichgesinnte Begleitung durch dieses „Tief“ hindurch. Das kann aber auch der Einsatz in einem anderen Aufgabenbereich der Firma sein, um einen temporären Abstand zur bisherigen Tätigkeit zu gewinnen. Was es dazu bedarf, ist ein Bewusstsein in den Unternehmen und eine Entzerrung des Klischees.

KM: Gibt es das bisher nicht? Obwohl man ja auch verstärkt „Aussteigergeschichten“ von Topmanagern liest.

HS: Unternehmen müssen bewusster mit ihrem Humankapital umgehen, denn dieses Thema wird immer dringlicher. Daher braucht es auch hier nur Zeit und Aufklärung.

KM: Lieber Herr Prof. Dr. Schwandt, vielen Dank für das Gespräch. ¶



WEITERE INFORMATIONEN

- <https://hbr.org/2015/04/why-so-many-of-us-experience-a-midlife-crisis>



**MADELEINE
LEITNER**

ist Diplom-Psychologin mit fundierter Berufserfahrung als Psychotherapeutin und in der Wirtschaft. Mitte der 90er Jahre lernte sie die Ansätze einiger der weltweit führenden Karriereberater kennen. Anschließend wurde sie zum Pionier für Karrierethemen in Deutschland. Seit vielen Jahren betreut sie Klienten aus dem gesamten Bundesgebiet und aus dem Ausland bei der Klärung und Realisierung ihrer beruflichen Ziele.

Karriereplanung mit System

Warum man nicht immer gleich aussteigen muss

Viele kennen das Gefühl, unbedingt etwas ganz anderes machen zu müssen. Denn die Arbeit macht einfach keinen Spaß mehr. Dass dies oft ein Trugschluss ist, ist vielen nicht klar. Die Karriereberaterin Madeleine Leitner beschreibt in unserem Magazin, dass viele andere Faktoren bei diesem „ungenuten“ Gefühl mitmischen und man vieles davon angehen kann, um wieder Spaß am Job zu haben.

Ein Beitrag von Madeleine Leitner

Geisteswissenschaftler wählen ihren Beruf eher selten, um eine klassische Karriere zu machen, sondern meist als Berufung. Umso enttäuschender trifft es sie, wenn dann die Realität nicht ihren Erwartungen entspricht. Wer unzufrieden mit seinem Job ist und ernsthaft darüber nachdenkt, etwas zu ändern, kann zu voreiligen Schlussfolgerungen kommen. Oft hält er einen grundlegenden Wechsel der bisherigen Tätigkeit für die einzige Lösung: alles hinzuschmeißen und „etwas ganz anderes“ zu tun! Etwas, das dann viel besser ist, wo er endlich seine Berufung und sein Glück findet.

Berufliche Unzufriedenheit ist aber ein Symptom, das viele Gründe haben kann. Daher geht es zunächst darum, eine ordentliche Diagnose zu machen. Würden Sie erst einmal immer den Blinddarm entfernen, wenn jemand Bauchschmerzen hat? Wohl kaum. Sie würden vermutlich zunächst ein paar weitere Parameter suchen, um zunächst nach der Ursache für die Bauchschmerzen zu suchen. Denn erst die richtige Diagnose des Problems führt zur richtigen Therapie, die das Problem auch nachhaltig lösen hilft, statt nur das Symptom zu bekämpfen.

Das Gleiche gilt in Analogie für eine berufliche Unzufriedenheit: auch hier kann man das falsche Problem lösen. So erreicht man aber keine „Heilung“, manchmal nur eine Verschiebung des Problems. Manchmal wird sich das Symptom sogar noch verschlimmern. Daher gilt auch hier: Diagnose vor Veränderung!

Seit vielen Jahren begleite ich beruflich Unzufriedene bei ihrer Suche nach einer Verbesserung ihrer Situation. Bei meinen Klienten handelt es sich um Erwachsene von Ende Zwanzig bis Mitte Fünfzig. Typisch ist, dass sie zwar mehr oder weniger unglücklich sind, dass die meisten ihre berufliche Unzufriedenheit bei genauerer Nachfrage aber nur sehr vage beschreiben können. Dennoch sind viele Klienten der Überzeugung, dass sie etwas ganz anderes machen müssten, um wieder zufrieden zu sein.

Um es vorweg zu nehmen: die wenigsten Klienten, mit denen ich über viele Jahre hinweg gearbeitet haben, waren wirklich im völlig falschen Beruf gelandet. Bei differenzierter Betrachtung waren in den meisten Fällen über-



... Karriereplanung mit System

schaubare Lösungen möglich. Nur bei schätzungsweise drei bis fünf von hundert meiner Klienten war ein grundlegender Berufswechsel erforderlich. Meistens sind es aus dieser Erfahrung ganz bestimmte Punkte, die den ganzen Job überlagern und zur Hölle mutieren lassen.

Vor einigen Jahren betreute ich eine unglückliche Filmemacherin, um Ideen für „etwas ganz Neues“ zu entwickeln. Bei genauerer Betrachtung zeigte sich allerdings, dass eigentlich fast alles an ihrem Beruf gut zu ihr passte. Die gelernte Naturwissenschaftlerin mochte ihre Tätigkeit, bei der sie komplexe wissenschaftliche Sachverhalte anschaulich vermitteln konnte. Sie arbeitete sogar in der richtigen Branche (Wissenschaftssendungen). Allerdings galt sie dort als eigenwillig und wenig kompromissbereit, wodurch es immer wieder zu Spannungen mit ihren Chefs kam. Der entscheidende Punkt für ihr Unglück lag aber woanders: das war der für ihre Vorstellungen viel zu geringe wissenschaftliche Anspruch an ihre Sendungen. Das fehlende Niveau war mit ihrem hohen Anspruch an Wissenschaft nicht vereinbar – damit war ihre Schmerzgrenze überschritten, sie hatte die Freude an ihrer Tätigkeit verloren.

Anschließend hatte sie klar Anhaltspunkte für den eigentlichen Veränderungsbedarf. Sie machte sich als Filmproduzentin selbständig (und löste damit ihr problematisches Verhältnis zu Chefs). Es gelang ihr, mit einer großen wissenschaftlichen Organisation einen Kunden zu gewinnen, dessen Qualitätsansprüche den ihren entsprachen. So gelang es ihr, innerhalb ihrer bisherigen Tätigkeit ihre Aufgabe so zu gestalten, dass sie sich wieder voll damit identifizieren konnte. Ein ursprünglich von ihr angedachter grundlegender Karrierewechsel war jedenfalls nicht erforderlich.

Dieses Fallbeispiel einer unglücklichen Klientin ist symptomatisch für viele Erfahrungen. Bei den meisten geht es eher um ein Fein-Tuning als um einen radikalen Bruch. Ist der konkrete Veränderungsbedarf erst einmal ermittelt, kann man oft mit überschaubarem Aufwand wieder zu Freude an der eigenen Arbeit finden. Gelegentlich entdecken die Klienten sogar die Vorzüge ihrer aktuellen Tätigkeit wieder, so dass der ungeliebte Job noch einmal in einem neuen Licht erscheint. Denn an die positiven Seiten eines Jobs gewöhnen sich Menschen schnell, die negativen fallen ihnen aber tagtäglich auf. So wird das Negative erfahrungsgemäß deutlich überschätzt.

Mögliche Ursachen der beruflichen Unzufriedenheit: Die Anatomie eines Jobs

Für die Bestimmung der beruflichen Unzufriedenheit arbeite ich mit einem modifizierten systematischen Ansatz, der ursprünglich auf den Amerikaner Bolles zurückgeht. Seine so genannte „Anatomie eines Jobs“ in Form einer Blume ist einerseits ein diagnostisches Instrument, mit dem man herausfinden kann, worin die eigentliche Ursache der Unzufriedenheit des Klienten begründet liegt. Die Klienten entwickeln mit ihren klaren Vorstellungen auch ein Raster, um die aktuelle Tätigkeit möglichst objektiv zu bewerten:



... Karriereplanung mit System

Was genau ist nicht befriedigend? Ist das Problem grundlegend lösbar (wie bei der oben genannten Filmemacherin) oder ist es so grundlegend und unveränderlich, dass man tatsächlich „etwas ganz anderes“ machen sollte? Und wenn ja: was könnte das sein? Woran erkenne ich, ob es sich tatsächlich um eine Verbesserung handelt?

Bei der Standortbestimmung geht es um folgende Punkte, die für die berufliche Zufriedenheit eine entscheidende Rolle spielen:

Fähigkeiten

Jeder Mensch hat irgendwelche Fähigkeiten. Diese gilt es zunächst herauszufinden. In der Psychologie bietet die Eignungsdiagnostik zahlreiche Verfahren an: Interessenfragebögen, Tests oder Assessment Center. Leider können viele Klienten mit den Ergebnissen nichts anfangen und sind immer noch ratlos. Wie kann das sein?

Wenn man Menschen fragt, was ihre größten Fähigkeiten sind, dann erzählen sie einem alles Mögliche, oft aber nicht ihre größten Talente. Das ist natürlich einerseits verwunderlich, auf der anderen Seite auch fatal, hat aber einen einfachen Grund. Das, was Menschen am besten können, fällt ihnen naturbedingt auch so leicht, dass sie oft noch nicht einmal merken, dass sie überhaupt etwas tun. Sie machen schier die unglaublichsten Dinge – alle sagen: „Wie hast Du das denn gemacht?“ und antworten dann ganz erstaunt: „Wieso, das ist doch ganz einfach, das kann doch jeder...“. Eine Klientin erzählte mir zum Beispiel, dass sie mit 18 Jahren innerhalb von zwei Wochen ein ganzes Musical getextet und komponiert hatte. Mir fiel der Kinnladen herunter – daraufhin meinte sie nur: „Jetzt schauen Sie doch nicht so, das kann doch jeder“.

Ich hatte weitere Klienten, die geborene Lehrer waren, geborene Therapeuten, geborene Spione oder geborene Verkäufer. Sie alle litten unter der weit verbreiteten typischen „Betriebsblindheit“. Diese ist auch die Ursache für die Grenzen der besten Tests oder der besten Expertenurteile: Menschen ordnen sich diese Fähigkeiten ja nicht wirklich selbst zu, weil sei ihnen so leicht fallen. Daher können sie mit den Ergebnissen oft wenig anfangen und sind irritiert. Die Kunst besteht also darin, die Ergebnisse für die Klienten auch nachvollziehbar zu machen. Dafür arbeite ich mit konkreten Erlebnissen der Klienten. Diese werden gemeinsam analysiert und ausgewertet, wodurch die Entdeckung der Talente auch konkret und nachvollziehbar wird. Die Klienten werden dadurch befähigt, ihre ureigensten Talente zu erkennen - manches Testergebnis wird, wenn auch erst nachträglich, auch nachvollziehbar.

Nachdem Klienten ihre Fähigkeiten auch endlich selbst erkennen, gibt es den nächsten wichtigen Punkt: nicht alles, was Menschen gut können, tun sie auch gerne. Was sie aber gerne machen, machen sie auch gut. Mit diesem Filter werden zuletzt dafür passende Aufgaben entwickelt. Als was sollte die Person arbeiten? Welchen Job-Titel, welche Funktion sollte sie sich suchen?



... Karriereplanung mit System

Es bedeutet einen großen Unterschied, ob sie gerne Menschen motivieren, Gruppendiskussionen moderieren und Wissen vermitteln möchten oder ob sie gerne Zahlen analysieren, Kurven berechnen und Gutachten schreiben möchten.

Manche Menschen suchen sich falsche Aufgaben und arbeiten daher in der falschen Funktion. Wenn die Talente so gar nicht zur Tätigkeit passen wollen, sollte man die Aufgabe wechseln. Ein glückloser „ewiger Jurastudent“ war ein Mensch mit ausgeprägten „Sinnen“. Er hatte einen sehr guten Geschmackssinn und ein beeindruckendes visuelles Vorstellungsvermögen, außerdem kann man ihn als ausgesprochen sozial kompetent bezeichnen. In seinem rein abstrakten Studienfach waren körperliche Sinne allerdings überhaupt nicht gefragt, sein Gespür für Menschen eher mit Füßen getreten. Offensichtlich war dieser Klient in einem völlig falschen Fach gelandet und brach schließlich beherzt sein Jurastudium ab. Derzeit absolviert er ein Traineeprogramm in einem bekannten Unternehmen, das mit Gastronomie zu tun hat. Er hat vor, dort später eine Managementaufgabe zu übernehmen.

Tätigkeitsfeld

Manche Menschen haben eine ausgesprochene Vorliebe für oder Abneigung gegen die Branche, in der sie tätig sind. Vermutlich übt die Faszination der Themen für viele Geisteswissenschaftler die Motivation für ihr Studienfach aus. Selbst wenn damit manche beruflichen Möglichkeiten dadurch beschränkt sind: selten besteht eine Abneigung gegen das Fach oder Thema selbst. Dennoch gibt es Menschen, die in der falschen Branche gelandet sind.

Eines meiner Lieblingsbeispiele ist ein unglücklicher Softwareentwickler. Zu seinem großen Leid war seine Aufgabe, betriebswirtschaftliche Software zu entwickeln. Er hatte nämlich eine tiefe Abneigung gegen alles, was mit Betriebswirtschaft zu tun hatte. Ich fragte ihn, was er denn gerne mochte. Zu meinem damaligen „Entsetzen“ nannte er drei exotische Themen. Er liebte Geschichte, vor allem das Mittelalter, Orgelmusik und Spiele. Offenbar hatte er kein Problem mit seiner Aufgabe als Softwareentwickler. Statt sich aber weiter mit Betriebswirtschaft zu quälen, beschäftigt er sich seitdem mit seinen geliebten Themen. Er entwickelte mittelalterliche Computerspiele, für die er selbst Orgelmusik komponiert und einbaut. Aus diesem eher exotisch anmutenden, aber realen Beispiel kann man zwei Schlussfolgerungen ziehen: 1. es gibt nichts, was es nicht gibt. Daher lohnt es sich zu überlegen, womit man sich gerne beschäftigen würde. 2. Manchmal genügt ein Wechsel des Tätigkeitsfelds, ohne gleich alles andere über den Haufen zu werfen.

Menschen

Bei der Arbeit haben die meisten auch mit Menschen zu tun. Zu den Gruppen, mit denen man es beruflich zu tun hat, zählen Chefs, Kollegen, nachgeordnete Mitarbeiter bzw. Dienstleister und schließlich Kunden. Die Ursache für berufliche Unzufriedenheit liegt erfahrungsgemäß sehr häufig in der



... Karriereplanung mit System

menschlichen „Chemie“ begründet. Wenn die Chemie nicht stimmt, hat das oft fatale Folgen. Im Kulturbereich findet man meiner Erfahrung nach vergleichsweise besonders häufig Idealisten, „Politiker“ oder sogar Exzentriker. Zu den Exoten in der Branche gehören tendenziell die rationalen, besonders strukturierten, effizienzgetriebenen „Arbeiter“. Hier können Welten aufeinanderprallen.

Häufig sind Chefs nicht unbedingt begnadet für ihre Aufgabe. Es gibt allerdings auch Klienten, die mit jeder Autoritätsperson generell ein Problem haben. Ich habe Klienten betreut, die mit ihrer Tätigkeit selbst zufrieden waren, deren Leid aber die „lieben Kollegen“ waren. Diese waren ihnen zu chaotisch, intrigant, bürokratisch, unmotiviert oder langweilig. Es gibt auch Macht von unten nach oben: an unfähige oder faule Mitarbeiter kann man nicht delegieren und diese zu Höchstleistungen bringen. Wenn man aus Kostengründen immer den billigsten Dienstleister nehmen muss, können die Zuverlässigkeit und Qualität leiden. Es gibt auch immer wieder Menschen, die ihre „Kunden“ nicht mögen: es ist ein Unterschied, ob sich ein Blatt oder Sender an Intellektuelle richtet oder an Otto Normalverbraucher. Eine ausgesprochen gebildete, intellektuelle Klientin verdient ihr Einkommen heute gezwungenermaßen bei einer erfolgreichen Zeitschrift, die sich an eher einfach gestrickte Leser wendet. Eine andere Klientin, die lange erfolgreich im Kulturbereich gearbeitet hatte, fand die typischen Vertreter der Filmbranche auf Dauer so unerträglich, dass sie sogar beschloss, der gesamten Branche den Rücken zu kehren.

Gehalt und Position

Viel oder wenig Geld ist relativ. Für Geisteswissenschaftler spielt der finanzielle Aspekt bei der Studienwahl selten eine Rolle. Es kommt auch vor, dass völlig unrealistische Vorstellungen über spätere Gehälter bestehen. Es gibt in den letzten Jahren auch strukturelle Veränderungen in der Medienwelt. Früher konnten Lektoren oder Journalisten von ihren Einnahmen noch sehr gut oder meistens recht gut leben. Heute ist das Gehalt oder Honorar oft so schlecht, dass nur das Erbe oder ein gut verdienender Partner die Ausübung des Berufs ohne persönlichen Bankrott überhaupt möglich machen.

Eine promovierte Lektorin rückte in einem meiner Seminare nur zögerlich heraus, dass sie für ihre anspruchsvolle Tätigkeit weniger als eine Putzfrau verdiente. Die schockierte Reaktion der anderen Teilnehmer, die aus anderen Branchen kamen, war Anlass, danach endgültig Abschied vom Verlagswesen zu nehmen. Sie absolvierte einen speziellen MBA und stieg danach erfolgreich in eine gut dotierte Position in der Unternehmenskommunikation ein. Eine andere Klientin hängte irgendwann desillusioniert ihre geliebte Tätigkeit als freie Journalistin an den Nagel und wechselte in eine Festanstellung als technische Redakteurin, die ihr endlich zu einem angemessenen Einkommen verhalf.



... Karriereplanung mit System

Auch in der Position kann ein Problem sein. Platzhirsche sollten keine Assistenten-Tätigkeit suchen, Teamplayer keine Führungsposition. Eine sehr kluge und ambitionierte Klientin mit einem geisteswissenschaftlichen Studium arbeitete aus Not als Sekretärin für die Leitung eines Museums. Sie erlebte es tagtäglich als persönlichen Affront, dass sie nur „einfache Sekretariatsaufgaben“ erledigen sollte. Mit Wut beobachtete sie, dass andere die Aufgaben übernahmen, die sie gerne gehabt hätte. Ihrer Meinung nach taten sie das außerdem viel schlechter, als sie das an deren Stelle gemacht hätte. Später verlor sie einen anderen Job an einem Theater, bei dem sie über ihre eigentliche Aufgabe hinaus wieder mitgestalten wollte.

Intelligente Geisteswissenschaftlerinnen sind für anspruchsvolle Jobs als Assistentin sehr beliebt, in bestimmten Branchen auch sehr gut bezahlt. Nicht für alle ist das eine gute Konstellation. Dreimal nacheinander erhielt eine Assistentin der Geschäftsführung innerhalb der Probezeit eine Kündigung. Sie hatte sich auf eine „sichere“ Festanstellung fixiert. Irgendwann sah sie endlich ein, dass sie als angestellte Assistentin für ihre Chefs einfach zu „groß“ und bedrohlich war. Schließlich machte sie sich selbständig. So konnte sie ihren Auftraggebern endlich ungestraft auf Augenhöhe begegnen. Bei bestimmten Konstellationen kann daher die Selbständigkeit eine wesentlich „sicherere“ Perspektive bieten als die vermeintlich „sichere“ Festanstellung.

Spezifische Arbeitsbedingungen

Hier liegt besonders häufig der Schlüssel für die Erklärung der Unzufriedenheit. Dazu gehören zwei unterschiedliche Themen: Es gibt Menschen, deren Problem in der äußeren Umgebung des Arbeitsplatzes liegt. Wenn sie wegen des Lärms nicht in Großraumbüros arbeiten können, bei jeder Klimaanlage krank werden oder den Blick in einen Innenhof nicht ertragen, weil sie sprichwörtlich „Weitblick“ brauchen.

Spezifische Arbeitsbedingungen im engeren Sinne sind meist noch wichtiger als die unmittelbare räumliche Umgebung. Geistige oder quantitative Über- oder Unterforderung kann zum Beispiel einen wichtigen Wohlfühlfaktor darstellen. Eine ambitionierte Klientin, die vorher als Texterin in einer Werbeagentur gearbeitet hatte, fand eine Anstellung bei ihrem vermeintlichen Traum-Arbeitgeber, einem bekannten Theater. Sie ging allerdings dort fast ein wegen des schleppenden Arbeitstempos, das all ihre Vorbehalte gegen den öffentlichen Dienst bestätigte. Weitere Faktoren können auch feste oder flexible Arbeitszeiten sein, aber auch lange Anfahrwege, die extrem hohe Konkurrenz mit Mobbing und Intrigen, wie er im Kulturbereich besonders häufig anzutreffen ist, starker Zeit- und Kostendruck, mangelnde Berufsaussichten (zum Beispiel wegen des fortschreitenden Alters), zu viel Routine, ein negatives Renommee des Arbeitgebers und vieles mehr.

Zunächst gilt es, die individuellen Wohlfühl-Faktoren zu definieren. Anschließend ist es hilfreich, diese Kriterien in die persönliche Reihenfolge zu



... Karriereplanung mit System

bringen. Womit kann man zur Not leben, womit nicht? Häufig sind die Klienten über das Ergebnis sehr überrascht. Es hilft ihnen aber, berufliche Optionen zu bewerten und die richtigen Prioritäten zu setzen.

Die Faktoren „Menschen“ und „Arbeitsbedingungen“ sind übrigens die häufigsten Ursachen für das Unglück der Klienten. Nach internationalen Untersuchungen sind sie für 80 Prozent der unfreiwilligen Trennungen (also Entlassungen oder Kündigungen) verantwortlich.

Werte

Die Bedeutung, die man dem Thema Arbeit für die eigene Zufriedenheit einräumt, ist subjektiv. Der Anspruch an die Arbeit für das persönliche Glück hat sich deutlich erhöht. War früher Arbeit Broterwerb, so geht es heute um Erfüllung, die Menschen aus ihrer Tätigkeit ziehen, bis hin zur Berufung.

Es gibt Menschen, deren Werte nicht zu denen des Arbeitgebers passen. Die meisten meiner Klienten möchten nicht für Firmen arbeiten, die ihre Mitarbeiter ausbeuten, die Waffen herstellen, die Umwelt schädigen, die ihre Kunden betrügen oder schlechte Qualität liefern.

Es gibt aber auch Klienten, die ihre Werte ganz bewusst auch beruflich unterstützen möchten. Wer kennt nicht begeisterte Kunsthistoriker, Literaten, Schauspieler, Politiker, Filmemacher? In diese Kategorie fallen auch Personen, die sich bewusst für eine bestimmte Non-Profit-Organisation entscheiden oder die sich bestimmten Themen aus Überzeugung widmen.

Geisteswissenschaftler und Menschen aus dem Kulturbereich sind tendenziell Idealisten. Daher spielen Werte in dieser Berufsgruppe oft eine besondere Rolle, sind allerdings auch volatil. Wenn man das Niveau von Medien betrachtet, so hat sich hier in den letzten Jahren vieles zum Negativen gewandelt. Statt investigativ aufzuklären, ist „Häppchen-Journalismus“ gefragt, für die begehrten Anzeigenkunden wird mehr oder weniger offen PR gemacht, „quick and dirty“ besiegt Gründlichkeit. Auch im Non-Profit-Bereich entspricht die Realität nicht immer den hehren Vorstellungen. Eine meiner Klientinnen kündigte ihre Stelle in einer renommierten Stiftung, nachdem sie festgestellt hatte, dass es bei ihrer Arbeit primär um das Renommee des Stifters ging und nicht um die inhaltliche Arbeit. Eine andere verlor ihren Job, nachdem sie versucht hatte, unlautere Machenschaften (unerlaubte Nebentätigkeiten) bei einem Orchester aufzudecken.

Zentrales Motiv

Es gibt ganz unterschiedliche Gründe, warum Menschen am Abend zufrieden von der Arbeit nach Hause gehen. Manche freuen sich, dass sie jemandem wirklich geholfen haben, anderen ist es eine Genugtuung, weil sie scheinbar Unmögliches möglich gemacht haben. Und wieder anderen, weil sie viel Umsatz gemacht haben. Im Idealfall können Menschen dieses Motiv auch beruf-



... Karriereplanung mit System

lich einsetzen: jemandem helfen, Herausforderungen bewältigen oder Geschäfte machen.

Die Klienten, die ganz besonders unglücklich sind, werden meiner Erfahrung nach zutiefst in ihrem zentralen Motiv verletzt oder müssen sogar gegen ihr eigentliches Motiv verstoßen. Das zentrale Motiv bei einer meiner Klientinnen war es, System in etwas hineinzubringen. Leider hatte sie aber völlig chaotische Kollegen. Immer, wenn sie Ordnung geschaffen hatte, war kurz danach alles wieder dahin.

Es ist gar nicht so einfach, diese Motive herauszufinden. Besonders schwierig gestaltet sich dieser Prozess, wenn die Klienten schon früh in ihrem Wesen verbogen wurden. Manche mutierten zum Abbild der Träume ihrer Eltern. Bei ihnen besteht die Herausforderung über die eigentliche berufliche Standortbestimmung hinaus darin, erst einmal ihr „wahres Wesen“ herauszufinden.

Fazit

Viele Menschen sind beruflich unzufrieden und denken an einen grundlegenden Wechsel ihrer Karriere. Eine differenzierte Analyse der Gründe für die Unzufriedenheit hilft, den wirklichen Veränderungsbedarf klarer zu definieren. Statt das Kind mit dem Bade auszuschütten, kann man zunächst versuchen, überschaubare Lösungen zu finden.

Jeder der oben dargestellten Aspekte kann dafür verantwortlich sein, dass Menschen ihren Beruf oder Job unerträglich finden. Nur wenige sind bei genauer Betrachtung wirklich im völlig falschen Beruf gelandet. Mit Hilfe der entscheidenden Stellschrauben findet sich in der Regel eine Lösung, bei der man mit überschaubarem Aufwand die entscheidenden Punkte zum Positiven wenden kann.

Bei einer Standortbestimmung tauchen auch häufig psychologisch bedingte Probleme auf: Wenn Menschen wegen ihres extrem niedrigen Selbstwertgefühls auf der Suche nach mehr Prestige in fortgeschrittenem Alter noch einmal ein bestimmtes, renommiertes Fach studieren möchten oder wenn die Angst vor Fehlern und der Gefahr des Versagens so bedrohlich ist, dass sich Klienten an die falschen Dinge klammern. Diese Themen spielen zwar in die berufliche Unzufriedenheit mit hinein, müssen aber gesondert betrachtet und behandelt werden.

Ein wirklicher Karrierewechsel sollte vor allem dann in Betracht gezogen werden, wenn das Problem strukturell bedingt ist. Manche Berufe haben sich so gewandelt, dass sie mit den ursprünglichen Vorstellungen in der Tat nichts mehr gemeinsam haben. ¶



**AUTOREN**

Nora Wegner

VERLAG

transcript

ISBN

9783837632293

Publikumsmagnet Sonderausstellung - Stiefkind Dauerausstellung?

Erfolgsfaktoren einer zielgruppenorientierten Museumsarbeit

Eine Rezension von Christian Waltl

Nora Wegners Dissertation greift ein museal oft diskutiertes, allerdings wenig beforschtes Phänomen auf, nämlich das der Bedeutung von Sonder- und Dauerausstellungen im Kampf um die Gunst der Besucher.

Wie es scheint kann heute kaum ein Museum neue Publika gewinnen, geschweige denn bereits vorhandene langfristig binden, offeriert es nicht zusätzlich zu den Dauerausstellungen aktuelle Themenaspekte, die meistens in aufwendigen Sonderausstellungen gezeigt und mit großem Ressourceneinsatz vermittelt werden müssen. Sonderausstellungen werden damit fast als notwendiges Übel gehandelt, um Besucher in einem zunehmend stärker werdenden Konkurrenzkampf effizienter anzusprechen.

In einer aufwendigen Vergleichsstudie an fünf mittelgroßen Museen in Deutschland (drei historisch/archäologische Museen, ein Naturkundemuseum und ein Technikmuseum) ging Nora Wegner unter anderem den Fragen nach, was Sonderausstellungen so attraktiv macht und inwieweit sich Besucher von Sonder- und Dauerausstellungen unterscheiden.

Ausgehend von den Rahmenbedingungen, in welchen Museen heute operieren, verschafft Nora Wegner dem Leser zunächst einen Überblick über die Herausforderungen eines Sektors, der wie kaum ein anderer in den letzten Jahren massive Veränderungen hin zu einem mehr besucherorientierten Handeln erfahren hat. Dem allgemeinen Kapitel zur Erläuterung der Begrifflichkeiten, wo auf aktuelle Entwicklungen bei Dauer- und Sonderausstellungen eingegangen wird und Erfolgsfaktoren, sowie häufige Kritikpunkte näher besprochen werden, folgt ein Überblick über die Lage der Besucherforschung in Deutschland, die im Vergleich zum englischsprachigen Raum weiterhin nur ein Schattendasein fristet.

Im Hauptteil des Buches formuliert Nora Wegner sehr präzise und detailliert die wesentlichen Forschungsfragen, um das Publikum der Sonder- und Dauerausstellungen weiter zu differenzieren. Es geht um Fragen zu den Motiven und Erwartungen, aber auch wie Besucher die Ausstellungen beurteilen, welche Barrieren Zugänge erschweren, warum sie wiederkommen und inwieweit generelle Präferenzen für Sonder- oder Dauerausstellungen vorherrschen.

Mithilfe von Experten- und Besucherinterviews sowie einer großen Zahl an durchgeführten Befragungen mittels standardisierter Fragebögen gelingt es ihr, Erfolgsfaktoren herauszuarbeiten, die Museen ein zielgruppenorientiertes Arbeiten erleichtern und gerade für die Belebung von Dauerausstellungen wesentliche Anregungen aufzeigen.



ÜBER DEN REZENSENTEN

Christian Walzl ist Direktor von KulturAgenda, einem europäisch agierenden Fortbildungsinstitut zur Professionalisierung des Museumssektors. Als langjähriger Museums- und Kulturmanager liegt sein Schwerpunkt auf Audience Development Projekten, der betrieblichen Stärkung von Kulturinstitutionen und der Leadershipausbildung für junge angehende Museums- und Kulturmanager.

... Publikumsmagnet Sonderausstellung

Um die Unterschiede der Publika von Dauer- und Sonderausstellung zu veranschaulichen und diese weiter differenzieren zu können, entwickelt sie aus den Ergebnissen der Untersuchung für beide Bereiche bestimmte Besuchertypologien und leitet aus diesen wiederum praktische Handlungsempfehlungen ab.

Interessant, aber nicht wirklich überraschend ist, dass die Sonderausstellungen bei der Publikumsgunst wesentlich besser abschneiden und für die meisten der Grund sind, warum sie Museen besuchen. Dabei wirken gerade die eingegrenzten Themenfelder, die präsentierten Objekte sowie die moderne Gestaltung eine besondere Anziehungskraft aus. Dauerausstellungen bleiben für viele Besucher weniger attraktiv, auch wenn eine Mehrheit die kindgerechte Gestaltung und die Atmosphäre als besonders positiv hervorhob.

Nora Wegner hat mit ihrer Arbeit wesentliche Grundlagenarbeit geleistet und damit auf eine Forschungslücke aufmerksam gemacht, die hoffentlich viele mit qualitativen Untersuchungsmethoden weiterführend ergänzen werden. Schon die Tatsache, dass diese Studie veröffentlicht werden durfte, ist hervorzuheben - wissen wir doch wie sehr Ergebnisse von Besucherstudien zumeist nur museumsintern behandelt werden und dass vergleichende Studien vor allem im deutschsprachigen Raum kaum existieren.

In all den Fragestellungen des Buches erkennt man den professionellen Besucherforschungshintergrund und die langjährige Erfahrung, die Nora Wegner in diesem Bereich bereits auszeichnet. Nicht zuletzt sind ihre Handlungsempfehlungen sehr praxisnah und daher von großer Relevanz für die Museumsarbeit.

Das vorliegende Buch ist zwar sehr wissenschaftlich verfasst, was den Lesefluss etwas behindert, dennoch können viele Erkenntnisse für die Museumspraxis übernommen und entsprechende Rückschlüsse für das eigene Museum gezogen werden. In diesem Sinne kann dieses Buch jedem wärmstens empfohlen werden. ¶



DR. PATRICK S.
FÖHL

ist seit 2004 Gründer und Leiter des „Netzwerks Kulturberatung“ in Berlin. Er ist ein international anerkannter Kulturentwicklungsplaner und Kulturmanagement-Trainer. Sein Ansatz zeichnet sich durch die Kombination von Partizipations- und kooperativen Ermächtigungsprozessen mit fundierten Analysenverfahren aus. Kulturentwicklungsprozesse verantwortet er u.a. für die Metropolregion Rhein-Neckar, die KulturRegion Stuttgart, die Landkreise Euskirchen, Ostprignitz-Ruppin, Kyffhäuserkreis/Nordhausen, Hildburghausen/Sonneberg, Havelland sowie die Städte Düsseldorf, Ulm, Plovdiv, Potsdam, Dessau-Roßlau und Neuruppin. Als Referent und Trainer ist er weltweit an Hochschulen und Einrichtungen tätig.

Transformatives Denken und Handeln sind die Zukunft des Kulturbetriebs

Ein Gespräch über den notwendigen Wandel in Kulturpolitik und Kulturmanagement (Teil II)

Im ersten Teil des Interviews mit dem Kulturberater Patrick S. Föhl wurde das Instrument der Kulturentwicklungsplanung wieder in das richtige Licht gerückt (KM Magazin, Nr. 108, Dezember 2015). Es hat aufgezeigt, welche Bedeutung der Beteiligung aller bei der Suche nach neuen Wegen für den Kulturbetrieb zukommt und welche Herausforderungen dabei bestehen – vor allem an die Moderation eines partizipativen Prozesses. Wir haben uns mit Patrick S. Föhl weiter darüber unterhalten, welche Rolle Kulturpolitik heute spielen sollte und wie sich auch die Ansprüche an das Fach und die Lehre des Kulturmanagements grundlegend gewandelt haben.

Das Gespräch führte Veronika Schuster, Chefredakteurin, vs@kulturmanagement.net

KM Magazin: Wir haben im ersten Teil unseres Interviews über die Prozesse einer Kulturentwicklungsplanung gesprochen, über Ihre Ansätze und Methoden. Wann und vor allem wie wird eine Kulturentwicklungsplanung schließlich „verabschiedet“? Bei vielen herrscht durchaus der Eindruck vor, dass es sich um willkürliche kulturpolitische Entscheidungen handelt.

Dr. Patrick S. Föhl: Das Problem ist, dass viele BürgerInnen und auch Kulturschaffende Kulturpolitik und deren Entscheidungsprozesse nicht mehr verstehen. Es herrscht häufig ein grundlegendes Misstrauen vor. Kulturpolitik hat es in vielen Fällen versäumt, ihre Arbeit transparent zu kommunizieren. Deshalb ist es so wichtig, dass die Spielregeln einer Kulturentwicklungsplanung für alle Seiten klar und verbindlich sind. Der Dialog mit der Kulturpolitik sollte von Anfang an betrieben und die PolitikerInnen intensiv eingebunden werden. Der beschriebene Prozess der Verdichtung ermöglicht die Formulierung konkreter Maßnahmen. Aber jede politische Partei hat andere Vorstellungen und andere Zielsetzungen und hier muss häufig nach Kompromissen gesucht und um Zugeständnisse diskutiert werden. Denn am Ende sollte ein beschlussfähiges Papier stehen. Wie dieses gestaltet wird, ist sehr unterschiedlich: Es kann ein ganzer Maßnahmenkatalog sein mit oder ohne priorisierte Einzelmaßnahmen oder es werden nur wenige Maßnahmen aufgenommen – das kommt auf den jeweiligen Bedarf an. Aber auch bei diesem abschließenden Procedere gilt es, möglichst transparent vorzugehen, damit nachvollzogen werden kann, wie und warum Schwerpunkte gesetzt



... **Transformatives Denken und Handeln** sind die Zukunft des Kulturbetriebs und Entscheidungen getroffen werden. Dialogisches Arbeiten ist diffizil und muss professionell moderiert werden.

KM: Herrscht in der Kulturpolitik inzwischen ein breites Verständnis dafür vor, dass es nicht mehr ohne die BürgerInnen geht?

PF: Die Einbeziehung der BürgerInnen als Impuls- und Informationsgeber ist wichtig. Aber genauso wichtig sind die Akteure selbst, ohne deren Wissen und Netzwerke eine zeitgemäße Kulturentwicklung nicht vorstellbar ist. Und diese Akteure sind nicht nur die Kulturschaffenden im engeren Sinne. Der Kulturbetrieb vernetzt sich schon lange als Querschnittsbereich mit anderen gesellschaftlichen Feldern bzw. tut gut daran, entsprechende Kooperationen anzuvisieren. Ein Beispiel ist die Digitalisierung. Hier werden insbesondere Experten benötigt, die ihr Wissen aus anderen Bereichen, die bereits bei diesem Thema viel weiterdenken, einbringen können. Der Kulturbetrieb ist bei digitalen Fragen von externem Wissen in hohem Maße abhängig. Auch in anderen Tätigkeitsfeldern benötigt die Kultur Verbündete: Ein kleines Museum oder Theater kann den Erwartungen beispielsweise bei dem Thema Kulturtourismus allein nicht gerecht werden. Muss es auch nicht. Kultureinrichtungen müssen in einem professionellen Verbund mit Experten aus den verschiedensten Branchen agieren. Kein Kulturbetrieb ist eine Insel – diese Zeiten sind lange vorbei. Auch hier geht es um die Vergemeinschaftung der einzelnen Akteursgruppen: Kulturelle Bildung, Kreativwirtschaft, Kultur und Flüchtlinge, aber auch Fragen der generationsübergreifenden Zusammenarbeit ... Kunst und Kultur agieren – ausgehend von ihren Kerninhalten – in zunehmendem Maße in Querschnittsfeldern sowie „Zwischenräumen“ und benötigen den Austausch und die Zusammenarbeit. Gleiches gilt natürlich vice versa. Der Tourismus ist beispielsweise in zunehmenden Maße auf Kooperationen mit Kunst- und Kultureinrichtungen angewiesen, da viele UrlauberInnen entsprechende Paketangebote, z. B. gemeinsam mit Hotel, Sport und Gastronomie, erwarten. Vernetzung ist kein verbrauchter Begriff, sie ist überlebenswichtig. Und eine wichtige Plattform zu einer ersten Vernetzung ist die Kulturentwicklungsplanung. Sie macht die gemeinsamen Bedürfnisse aller Akteure sichtbar und zeigt Potenziale auf. Gleichfalls bekräftigt sie bestehende Kooperationen.

KM: Sie haben bereits rund 20 Kulturentwicklungsplanungen betreut. Gibt es immer wiederkehrenden Fragen und Bedürfnisse der Akteure?

PF: Eines der wichtigsten Themenfelder ist naturgemäß die jeweils vorhandene kulturelle Infrastruktur. Und dabei machen meines Erachtens in der Regel weder Abbau- noch Aufbauutopien Sinn. Was sollen die endlosen Diskussionen über die Schließung des einen oder anderen Museums? Wer würde sich denn wirklich zu so einer Entscheidung hinreißen lassen? Kaum ein Bürgermeister, kaum eine Bürgermeisterin würde das wagen. Und Fakt bleibt: Ist das Haus geschlossen, benötigt es für den Unterhalt des Gebäudes weiterhin immens viel Geld, sind MitarbeiterInnen weiterhin zu beschäfti-



... **Transformatives Denken und Handeln sind die Zukunft des Kulturbetriebs** gen. Zugleich würden die irgendwann frei werdenden Ressourcen vermutlich nicht in den Kulturbereich fließen. Es geht vielmehr darum, darüber nachzudenken, wie das Vorhandene anders, neu und vielfältiger nutzbar gemacht werden kann. Wie können etablierte, öffentliche Häuser für andere Szenen, KünstlerInnen und Gruppen geöffnet werden? Wie kann ein Theater Theater bleiben und trotzdem zu einer Ankereinrichtung werden, also neben dem eigentlichen Kerngeschäft Räume und Kapazitäten anderen zur Verfügung stellen? Wie kann ein Museum Museum bleiben und dennoch zu einer noch offeneren partizipativen Einrichtung werden? Die zentrale Botschaft ist, neue Modelle zu aktivieren, ohne das Bestehende zu erodieren.

Ein weiteres Thema ist und wird auf lange Sicht die Digitalisierung bleiben: Wie können Kultureinrichtungen wirklich Teil der digitalen Welt werden? Wie kann man gemeinsam bei der immensen Informationsflut sichtbar werden und bleiben? Wie kann Kultur im ländlichen Raum erfahrbar bleiben? Wie kann die Organisation von Fahrgemeinschaften über Onlineplattformen Möglichkeiten eröffnen? Oder wie sind „Partnerschaftsbörsen“ für Kulturinteressierte, die einen Kulturpartner für einen Theaterbesuch suchen, aufzubauen? Die Stadt Ulm hat z. B. die erste „Mitgebörse“ im Kulturbereich in Deutschland auf den Weg gebracht und diese wird umfangreich wahrgenommen. Die Möglichkeiten des Internets, der mobilen Endgeräte usw. sind immens, um kulturelle Vermittlungsprozesse zu unterstützen.

Zentral im Rahmen von Kulturentwicklungsplanungen sind aber auch die klassischen Querschnittsthemen: Beispiel Kulturelle Bildung. Hier wurde in den letzten Jahren eine immense Erwartungshaltung gegenüber den Kultureinrichtungen aufgebaut, in diesem Feld stärker tätig zu werden. Einen ähnlichen Bedarf wird es bei dem Thema Flüchtlinge geben. Immer mehr gesellschaftliche Fragen sollen von Kulturbetrieben gelöst werden und das Aufgabenvolumen ist über die Jahrzehnte enorm gestiegen. Aber man darf nicht vergessen, dass die vielen neuen Ansprüche nie originäre Aufgaben eines Kunsthistorikers oder eines Dramaturgen waren oder sind – und das darf auch nicht erwartet werden. Der Kulturbetrieb arbeitet heute stark additiv: immer mehr neue Aufgaben, ohne alte aufzugeben. Einer Kultureinrichtung muss dabei aber selbstredend das Zugeständnis gemacht werden, das sie deutlich ihre Kernaufgabe formulieren darf. Also auch klar herauszuarbeiten, was nicht leistbar ist bzw. welche Rahmenbedingungen geschaffen werden müssen, damit gerade die vielen neuen Querschnittsfelder kooperativ und qualitativ hochwertig bearbeitet werden können.

KM: Natürlich sind aktuelle Themen, wie Flüchtlinge, auch für den Kulturbetrieb relevant und er wird hier mehr Aufgaben bekommen. Aber nicht immer kann man in die Zukunft blicken. Wie beziehen Sie das Unvorhersehbare in Ihre Planungen mit ein?

PF: Das ist der Kern zeitgemäßer Kulturentwicklungsplanung. Es ist absurd zu denken, dass Kulturentwicklungsplanung die Komplexität des Beschrie-



... **Transformatives Denken und Handeln sind die Zukunft des Kulturbetriebs** benen auflösen kann. Wir können nur die Komplexität der Gesellschaft und der Entwicklungen feststellen und nach Strategien suchen, wie man mit neuen komplexen Herausforderungen umgehen kann. Im Englischen spricht man von sogenannten Coping strategies. Das heißt, Ängste vor Veränderung abzubauen und für die Potenziale von Wandlungsprozessen zu sensibilisieren. Aber um das lernen bzw. ermöglichen zu können, müssen die Strukturen entlastet, also z. B. andere Aufgabenbereiche reduziert werden, sodass Ressourcen frei werden können. Es geht auch um eine neue Art der Verwaltung, die gestaltend eingreifen kann. Es ist ein langer Weg alte Strukturen zu ändern, aber Veränderungen kommen heute mit einem ungeheuren Tempo. Der Kulturbetrieb benötigt dafür Kompetenzen, um seine ungeheuren künstlerisch-kreativen Fähigkeiten auch zur Gestaltung dieser Wandlungsprozesse zu nutzen und das nicht nur „auf der Bühne“, sondern auch dahinter. Es geht um eine neue Art des Denkens und Handels – selbstverständlich auch im unternehmerischen Sinne.

KM: Liegt also die Herausforderung einer Kulturentwicklungsplanung nicht nur darin, einen Maßnahmenkatalog zu entwerfen, sondern bestimmte Kompetenzen für die Zukunft mitzuentwickeln?

PF: Ja, durchaus. Aber die Herausforderung liegt darin, die konkreten Bedarfe erst einmal aufzudecken, und dann dahingehend die Kompetenzvermittlung auf den richtigen Weg zu bringen. Das Problem liegt in der Umsetzung. In vielen Regionen gibt es kaum noch originäre Kulturpolitiker oder hauptamtliche Kulturverwalter. Das bedeutet, die Menschen an den Schnittstellen, die z. B. die Umsetzung einer Kulturentwicklungsplanung im Dialog mit den Akteuren verantworten sollten, sind nicht mehr existent oder aber mit vielen anderen Aufgaben betraut. Aber es wird nur funktionieren, wenn der Dialog weiter vorangetrieben wird. Wenn keiner mehr darüber spricht bzw. an den Maßnahmen arbeitet, braucht man keine großen Zukunftsvorstellungen formulieren. Wir benötigen aber mehr den je Zukunftsbilder und die Beschreitung des Weges dorthin. Die Ermöglichung der Umsetzung bzw. die Schaffung entsprechender Verantwortlichkeitsstrukturen, ist folglich zentraler Bestandteil gegenwärtiger Planungen.

KM: Wann ist für Sie eine Kulturentwicklungsplanung erfolgreich?

PF: Wie immer, wenn es um solche Prozesse geht, ist Messbarkeit ein kompliziertes Thema. Für mich beginnt der Erfolg, wenn ich merke, dass die Diskussionen nicht mehr von Unsachlichkeit, von Konflikten, die weit in die Vergangenheit reichen, oder von aufgestauten Frustrationen geprägt sind, sondern konstruktive Dialoge entstanden sind. Das hört sich einfach an, aber im Kulturbetrieb gibt es häufig keine konstruktive Streitkultur und eine gemeinsame Kultur des Diskutierens zu entwickeln, ist mitunter der schwierigste Teil meiner Arbeit. Zum Erfolg gehört auch, wieder intensiv über Kulturpolitik zu sprechen. Ein wichtiger Schritt ist der Konsens darüber, endlich zu handeln statt zu diskutieren. Das ermöglicht es, heute den Handlungs-



... **Transformatives Denken und Handeln sind die Zukunft des Kulturbetriebs** spielraum für die Zukunft zu gestalten. Ein erfolgreiches Ergebnis ist die Erkenntnis, was Kunst und Kultur für die Gemeinschaft bedeuten, welche immensen Potenziale sie bergen bzw. schon längst freisetzen, welche Grenzen aufgebrochen und welche neuen Zugänge geschaffen werden sollten. Dann gibt es natürlich die messbaren Erfolge, die sich über Evaluationen ermitteln lassen. Welche Maßnahmen wurden wie umgesetzt? Welche Kooperationen und Projekte sind entstanden usw. Aber, um das Thema Erfolg abzuschließen, Kulturentwicklungsplanung muss auch scheitern dürfen, dessen muss man sich gerade bei unserem partizipativen Ansatz bewusst sein.

KM: Inwieweit ist Kulturentwicklung ein Arbeitsfeld des Kulturmanagements? Gerade wenn Sie die vielen kulturpolitischen Aspekte darstellen.

PF: KulturmanagerInnen besitzen potenziell die Expertise, um die komplexe Moderation der Prozesse übernehmen zu können und sie sind dafür prädestiniert, eine mediative und vermittelnde Funktion wahrzunehmen. Sie können künstlerische Ideen und engagierte Menschen zusammenbringen, die Balance zwischen den Ansprüchen finden oder auch Utopien formulieren. Ihre Aufgabe ist es auch, die vielen Zwischenräume sichtbar zu machen. Aber sie sollten in der Lage sein, das Instrumentarium des Kulturmanagements kritisch zu reflektieren, eventuell anzupassen und neu zu übersetzen. Bei Prozessen der Kulturentwicklungsplanung ist eine hohe Sensibilität mit dem eigenen Vokabular geboten. Das Schlagwort Marketing beispielweise ist im künstlerischen Teil des Kulturbetriebs häufig immer noch ein Schreckgespenst der Ökonomie. Hier muss der Kulturmanager mit den Akteuren den Begriff neu aufarbeiten, inhaltlich kommunalspezifisch besetzen und vielleicht auch einfach neu benennen.

KM: Ich stelle mir hier nun sehr versierte KulturmanagerInnen mit mindestens 30 Jahren Erfahrung auf dem Buckel vor ... Bildet aber die aktuelle Kulturmanagement-Lehre auf diese Bedürfnisse hin aus?

PF: Nein, das tut sie häufig nicht. Die klassischen Kompetenzen, die aktuell gelehrt werden, haben alle ihre Berechtigung, aber die Fähigkeit des transformativen Denkens auf verschiedenen inhaltlichen Ebenen ist mindestens genauso wichtig für die Zukunft des Kulturbetriebs. Wir brauchen Kulturschaffende und -ermöglicher, die Transformation gestalten können. Und dafür sind KulturmanagerInnen prädestiniert. Sie müssen allerdings darauf vorbereitet werden. Kommunikative, mediative und unternehmerische Fähigkeiten sind dabei – neben weiteren anderen – wichtige Kompetenzfelder.

Ebenso herrscht in der Ausbildung häufig ein Mangel im Bereich Kulturpolitik vor. Bei einem so wichtigen Handlungs- und Kooperationsfeld von KulturmanagerInnen ist das kaum zu verstehen. KulturmanagerInnen müssen nicht nur das System kennen. Sie müssen sich darin professionell bewegen können. Und hier muss die Kulturmanagement-Lehre dringend aufholen.



... **Transformatives Denken und Handeln sind die Zukunft des Kulturbetriebs**

KM: Lassen Sie uns zum Abschluss noch einen Blick auf die Zukunft der Kulturentwicklungsplanung werfen? Wird sie ein dauerhafter Bestandteil der Kulturarbeit werden?

PF: Ja, das wird sie. Der Bedarf an solchen Prozessen ist immens und wird auch in Zukunft nicht abbrechen. Wir befinden uns in einer Zeit des großen Umbruchs: Der Handlungsdruck ist enorm, die Potenziale einer zeitgemäßen Kulturentwicklung offensichtlich und Regionen, Städte und Gemeinden sind auf der Suche nach individuellen Lösungen und Ansätzen. Kulturentwicklungsplanung bietet die Möglichkeit vielfältige Potenziale, Visionen und konkrete Maßnahmen in kooperativen Verfahren zu entwickeln und umsetzen zu können. Es werden in Zukunft allerdings weniger große Entwürfe und Pläne formuliert. Kulturentwicklungsplanung wird eher ein steter Reflexionsprozess und dauerhafter Dialog sein, der das Kulturleben in seinen Veränderungen begleitet und mit neuen Ideen (mit-)belebt.

KM: Lieber Herr Dr. Föhl, ich danke Ihnen für Ihre Zeit und das spannende Gespräch. 🙏



WEITERE INFORMATIONEN

- Unter folgendem Link findet sich eine zusammenfassende Broschüre zu aktuellen Kulturentwicklungsverfahren in Thüringen, die modellhaft für aktuelle KEP-Ansätze stehen:
<http://apps.thueringen.de/de/publikationen/pic/pubdownload1605.pdf>



Impressum



KM KULTURMANAGEMENT NETWORK GMBH

PF 1198 · D-99409 Weimar

Bauhausstr 7 c · D-99423 Weimar

TEL +49 (0) 3643.494.869

FAX +49 (0) 3643.801.765

Email: office (at) kulturmanagement.net

Geschäftsführer: Dirk Schütz

Sitz und Registrierung: Firmensitz Weimar, Amtsgericht Jena, HRB 506939

Chefredakteurin: Veronika Schuster (V.i.S.d. § 55 RStV)

Abonnenten: ca. 23.000

Mediadaten und Werbepreise: <http://werbung.kulturmanagement.net>

WEITERE INFORMATIONEN

www.kulturmanagement.net

<http://twitter.com/kmnweimar>

http://twitter.com/km_stellenmarkt

<http://www.facebook.com/Kulturmanagement.Network>